<36609959040010

Friedrich Dernburg.

In den Fesseln der Schuld.

Erster Band.

In den Fesseln der Schuld.

Roman in 3 Büchern

von

Friedrich Dernburg.

Erster Band.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1894. New-York: Gustav E. Stechert.

Inhalt.

		Seite
I.	In Wannsee	1
II.	Die Olzen	19
III.	Die Ballschuhe	33
IV.	Im Bahnhof	50
V.	Auf der Fahrt	65
VI.	Villa Lobenstein	84
VII.	Ehepaar Reßmann	100
VIII.	Entree	118
IX.	Hotel Bellevue	137
X.	Vor dem Diner	150
XI.	Das Signal	162
XII.	Auf dem Heimwege	184
XIII.	Der Schmuck	196
XIV.	Die That	206

Erstes Buch.

I.

In Wannsee.

Ein Nachmittag im März in Wannsee.

Ein falscher kalter Sonnenschein liegt breit über der Landschaft. Im Sommer, ja, da ist es ganz anders hier, wenn glänzende Equipagen über die Straßen rollen, jeder Eisenbahnzug Schaaren von Besuchern bringt. Der See wimmelt dann von Dampfern und Lustbooten; die weißen Segel der Yachten blähen sich; wie weiße Punkte, die auf der blauen Fläche hin- und herschießen, scheinen die weißen Sportjacken aus den daherjagenden Ruderbooten heraus.

Am Halbrund des Seeufers reihen sich die Villen hin, mit breitem Rücken sich vor die herrliche Landschaft hinsetzend. Nur hier und da erhascht der Wanderer auf der Straße einen kleinen Blick zwischen diesen breiten Rücken durch auf den See. Wie auf den Zehen sich hebend versuchen die Villen der zweiten

und der dritten Reihe noch Theil an der Aussicht zu nehmen.

Ein rechtes Premierenpublicum diese Villen in Berlins vornehmstem Vorort.

Und das Schauspiel, das ihnen der See bietet, ist eines feinen Publicums werth — ein immer neues, fesselndes. Noch groß genug, dem Blick freien, wohligen Spielraum zu lassen, und doch so geschlossen, um nirgends in das Ungemessene hinauszulenken. Nichts Kleinliches und doch nichts von der lästigen Spannung, die eine unbegrenzte Aussicht Geist und Phantasie aufzwingt.

Recht behaglich, wie es ein Premierenpublicum liebt, und recht vergnüglich nach einem guten Diner zu genießen.

Jetzt, in diesen rauhen Märztagen, ist es, als sei die Vorstellung eingestellt. Die Villen, mit wenigen Ausnahmen, sind geschlossen, die Jalousien der Fenster herabgelassen, Alles ganz still . . .

Wie der See halbgefroren daliegt — das Eis augeglitzert von der kalten Sonne — gemahnt er an den glatten, bunten Schuppenpanzer eines Raubfisches des Meeres. Stöhnend fährt der Wind darüber, und unter dem doppelten Druck von Wind und Sonne hört man das Knurren und Knarren des berstenden Eises, das Gurgeln des unten anschlagenden Wassers.

Der Oststurm schlägt mit scharfer Pranke auf Gesicht und Lunge der wenigen Menschen, die eben die lange Straße passiren, an der sich Wannsee aufreiht.

Denn eben jetzt war der Winter noch einmal zurückgekehrt, als eine rechte Menschenplage. Die Steinkohlenpreise ziehen an, und die Pelzröcke müssen wieder aus dem Spind heraus. Es waren doch schon so schöne Frühlingstage gewesen. Man hatte gemeint, daß es dauern müsse.

Und jetzt dieser Rückschlag.

Ist dagegen nichts zu machen? Muß man sich das gefallen lassen?

Nein! Dagegen ist nichts zu machen. Die einzige Satisfaction ist, daß wenigstens die Zeitung dagegen schreibt. Man tröstet sich: wenn das eine Zeit lang gedauert, wird es von selbst besser. Und die Wintervergnügungen nehmen einen neuen Anlauf. In Wannsee aber herrscht der Winterschrecken rivalenlos. . . .

Jetzt erhob sich der Wind von Neuem und wirbelte ungeheure Staubwolken auf. Die Menschen auf der Landstraße kamen und verschwanden darunter wie Erscheinungen im Schattenspiel.

Ein Bauer im langen Rock und hohen Stiefeln, die Tuchkappe tief über die Ohren gezogen. Aus seinem gemessenen Schritt bläst ihn auch der schärfste Wind

nicht heraus, dafür ist er zu sehr Bauernstellebesitzer, von Kopf bis zu Fuß, und Schulze überdies.

Nur als die Wolke allzu dicht wirbelte, erzwang sie von ihm die kleine Concession, daß er sich umkehrte. Aber auch das nur für einen Augenblick; dann strebte er weiter der Bahnstation zu.

Ein Bursche und ein Mädchen, die zusammen mit einem Hund einen Karren mit Reisig zogen. Das Mädchen griff in die Tasche, nahm einen Apfel heraus und gab ihn dem Burschen, der machte ihn mit einigen Bissen seiner großen weißen Zähne verschwinden. Der Hund verfolgte das Verschwinden des Apfels aufmerksam, aber offenbar ohne tiefere Bewegung.

Dann ein Stromer in einem alten schwarzen Tuchrock, der zweite Knopf in dem obersten Knopfloch, den Kragen so hoch wie möglich hinaufgezogen, daß die Ohren sich noch etwas unter dem schmutzig rothen Shawl verkriechen konnten, den er umgeschlungen hatte. Die Nase kupferroth beschlagen, große graue Stoppeln im Gesicht. Verdrießlich sah er die lange Straße hinab, alle Fenster verhängt, die Jalousien heruntergelassen, alle Thüren geschlossen.

Nicht die entfernteste Aussicht auf ein Geschäft. Nicht einmal ein Hund, der bellt.

Da tönt von rechts her ein leiser scharfer Pfiff. Der Stromer schaut auf und zieht sich bei dem Pfiff nach einer Seitenstraße hinauf. Jetzt sieht man ihn noch an einem Gartenzaune, und dann ist er über diesen verschwunden.

Und nun ist es wieder ganz still.

In Wannsee sind im Winter nur wenige Villen bewohnt; kleine und mittlere Leute, die auch im Winter bleiben, fühlen sich überhaupt dort nicht wohl, sie ziehen sich dorthin, wo sie mehr zur Geltung kommen als in solch vornehmer Umgebung.

Zu den bewohnten Villen gehört auch die Villa Constanza, abseits von der Straße gelegen und so versteckt, daß man denken konnte, selbst der den Ort absuchende Stromer habe sie übersehen. Sie drückte sich förmlich hinter den hohen Kiefern zusammen, als hätte sie Ursache, sich vor den Menschen zu verbergen.

Hier wohnt seit Herbst die Familie von Olzen.

Die Villa ist im Aeußern etwas verwahrlost; der Bewurf ist theilweise heruntergefallen, und die Wetterfahne auf dem kleinen Thürmchen hängt schief. Ein vergittertes Souterrain, eine große Freitreppe über eine Veranda führt in den Parterrestock. Darüber liegen noch von einem breit ausladenden Dach überdeckt niedere Mansarden.

Die Villa Constanza stammt aus einer Zeit, da noch nicht Reichthum und Mode Besitz von Wannsee ergriffen hatten. Zu ihr gehörte ein großer Park, der nach und nach parcellirt wurde. Jetzt hat ein reicher Anlieger das Besitzthum erworben und den Garten zu seinem Parke geschlagen.

Die Villa mit einem bescheidenen Gärtchen steht zum Verkauf, sie wird, bis sich ein Käufer findet, vermiethet, ohne festen Contract, auf monatliche Kündigung. Der Besitzer will immer freie Hand behalten.

An der Gartenpforte ist ein weißes Placat angeheftet: Diese Villa ist zu verkaufen. Der Wind spielt mit dem Pappenstück und läßt es wie ein Fähnchen in der Luft flattern. Dann holt er sich den Rauch vom Dach herunter, der eben aus dem Kamin herauswollte, und hängt ihn den Kiefern an wie große graue Bärte.

Hier wohnt jetzt die Familie des verstorbenen Wirklichen Geheimraths von Olzen. Sie hat die große Wohnung in der Beletage eines Hauses der Königgrätzerstraße aufgegeben und ist nach Wannsee übergesiedelt.

Die Familie besteht aus der Wittwe des Geheimraths, einer geborenen von Seidequist; aus der etwa

fünfundzwanzig Jahre alten Tochter Hella, einer der gefeiertsten Schönheiten der ersten Kreise; aus der zweiten Tochter, der siebzehnjährigen Wanda, die in dem Odilienstift, einem fürstlichen Institut, erzogen wurde, von wo sie eben zurückgekehrt ist. Endlich aus dem Sohn Curt, ein Jahr jünger als Hella. Er war Student der Rechtswissenschaft; einen anderen Stand hatte er bis jetzt nicht gefunden.

Diese Villa Constanza verspricht von außen nicht viel Behagen für einen Winteraufenthalt und hält im Innern noch weniger.

Von den fünf Zimmern, die den Hauptstock bilden, ist das mittelste ein saalartiger langer Raum mit Glasfenstern nach der Freitreppe. Er präsentirt sich mit Sophas, Tischen, Trumeaux und Spiegeln überreich versehen. Die vergoldeten Rahmen der Spiegel und Bilder contrastiren sonderbar mit den grauen, verblichenen Tapeten an den Wänden und der öden Decke.

Der Saal wäre doch noch erträglich gewesen, wenn die Heizeinrichtung sich irgend hätte bewähren wollen, oder wenn der Ostwind nicht gar so scharf gegen die Spalten der Glasthür gepfiffen hätte. Man hatte den Saal ursprünglich als Speisezimmer in's Auge gefaßt, mußte aber diesen Plan aufgeben. An

den Saal stoßen rechts und links je zwei Zimmer, die unter einander und auch mit dem Corridor communiciren. Lang und schmal und gegenüber den Höheverhältnissen klein. Die beiden Räume rechts dienen als Schlafzimmer für Frau von Olzen und Hella von Olzen. Im Zimmer der Letzteren hatte man auch provisorisch ein Bett für die eben aus der Pension zurückgekehrte Wanda aufgeschlagen.

Links befand sich das Zimmer, in welchem gegessen wurde, und daran stoßend mit Fenstern nach Süden der Salon, in dem sich Frau von Olzen aufhielt. Es war der einzige Raum, der Doppelfenster hatte und sich einigermaßen gut heizte.

Es war noch früh am Nachmittag. Frau von Olzen, die immer fror, lag in Decken und Pelz eingeschlagen.

„Setze Dich, liebes Kind,“ sagte sie zu ihrer Tochter Hella, die eben in das Zimmer getreten war. „Dein Gehen und Stehen macht mich nervös.

Frau von Olzen trug ein grauseidenes Kleid, einen weißen Fichu, ihre früh ergrauten Haare schauten unter einem weißen Häubchen heraus. Sie beschatteten ein wohlgebildetes Gesicht, dessen Augen sich beim Sprechen hilflos und klagend nach der Decke wandten. Selten pflegte sie Jemand anzusehen; es war, als

wäre ihr jede Berührung mit der Welt unangenehm und schmerzhaft.

Hella schob sich einen der großen Fauteuils neben das Sopha ihrer Mutter. Sie saß still da, und ihre Augen schweiften durch das Zimmer, als sehe sie es zum ersten Male. Oder als suchte sie einen Anknüpfungspunkt für das, was sie immer auf dem Herzen trug und nie zu sagen wußte.

Hier war er aber am wenigsten zu finden.

In den Salon hatte man Alles zusammengetragen, was niedlich und kostbar unter den Möbeln war, die sich früher in der großen Wohnung in der Königgrätzerstraße ausdehnen konnten. Boden, Decke und Wände verschwanden hier unter Teppichen und zeltartig gespannten Tüchern. Ein warmer rother Hauch belebte die Bilder an den Wänden, die niedlichen Stühle, die bequem ausladenden Fauteuils. Auch der Blick aus dem großen Fenster, vor dem ein großes Etablissement für Frau von Olzen aufgebaut war, war nicht ohne einen gewissen Reiz. Man sieht über einen weitmaschigen Drahtzaun auf das gut gehaltene Rasenparterre des nachbarlichen Parks. In der Mitte desselben eine Göttin aus weißgestrichenem Sandstein, von Cypressenbäumen umstellt. Das sieht allerdings jetzt, von einem Florschleier von Schnee überzogen, recht frostlich aus.

Auf allen Tischen und Tischchen drängten sich die gelben Umschläge französischer Romane; deutsche Romane las Frau von Olzen nicht. Sie erinnerten sie zu sehr an die Wirklichkeit. Schon die fremde Sprache versetzte sie in die Traumwelt, die ihre Lebensatmosphäre bildet, und je realistischer die Romane gehalten sind, um so märchenhafter lullen sie Frau von Olzen ein. Heute aber konnten ihr weder die Romane noch die schneegepuderte Göttin im Park, noch Hellas Gegenwart etwas abgewinnen. Sie sah mit klagendem und duldendem Ausdruck nach der Decke. Sie war fast regelmäßig früher dem Märzwetter nach Nizza oder Mentone ausgewichen, jetzt hatte sie bereits zwei Jahre lang diese Reise ausgesetzt: das einzige Vergnügen, pflegte sie zu sagen, das ich mir mache.

Endlich wanden sich die Augen der Frau von Olzen mit mattem Aufschlage auf ihre Tochter.

Ein Lächeln mütterlichen Stolzes erhellte einen Augenblick ihre Züge, als sie auf Hella sah.

„Schon im Gesellschaftsanzug so früh?" sagte sie fragend. Mit einem Seufzer setzte sie hinzu:

„Ja so, wir sind ja in Wannsee. Es ist immer eine Reise nach Berlin. Und wie wird Deine Toilette das vertragen?"

„Sie kann es nicht besser verlangen als ihre Herrin,“ sagte Hella einen flüchtigen Blick auf sich werfend.

Der Anzug war in der That schon halb vollendet. Ein oben nur leicht ausgeschnittenes Kleid von Meergrün. Wie eigen wuchs der schlanke Hals, der ausdrucksvolle Kopf daraus hervor. Wie zeichneten sich darunter die wohlgerundeten Schultern, die Fülle und Eleganz der Büste. Und wie trefflich stand diese Robe zu ihrer eigenartigen Schönheit. Die Hautfarbe war matt, wachsbleich. Bläulich schimmerten die Schlangenlinien der Adern unter der Haut heraus, als wolle ihr reiches Blut Theil nehmen an dem Fest der Erscheinung dieses Mädchens. Die Augen dunkelgrau, die Nase fein und leicht gebogen. Die Augenbrauen dunkel und weit ausladend. Der kleine Mund, unter dessen etwas sich zurückziehender rosiger Oberlippe man die kleinen weißen Zähne blitzen sah, erschien nur um so zierlicher über dem stark entwickelten Kinn. Das dunkelbraune Haar lag noch lose gebunden in dichter Flechte um die Stirn und tief im Nacken.

Die letzte Hand an die Frisur mußte doch in Berlin gelegt werden. Auffallend war die Schönheit der Füße, die kräftig und doch fein und schmal aus ihren Pantöffelchen herauslugten. Füße, wie sie zu

der in jedem Sport ausgebildeten festen, kräftigen Gestalt paßten.

Zum Tanz, zum Bügel, zum Eislauf und zur Ruderfahrt gleich geschickt.

„Du wirst wieder Alle überstrahlen," hub Frau von Olzen nach einiger Zeit wieder an. „Du willst zu Lizzy Reßmann gehen? Ich habe nichts dagegen, — aber nimm es mir nicht übel, es wundert mich; — Du weißt, es ist nicht unsere Welt. Diese erste Heirath mit Simon Lobenstein, und dann diese zweite mit diesem Abenteurer, diesem Reßmann, und Lizzy ist doch auch kein Kind mehr."

„Es war doch ihre Jugendliebe," schaltete Hella ein.

„Eben deshalb hätte sie das ihrer Jugend überlassen sollen. Deinen Verlobten wirst Du wohl dort treffen?"

„Fritz kommt direct von der Bahn hin," sagte Hella.

„Eine glänzende Partie ist es ja nicht, — aber Du hast es gewollt, und mich," setzte Frau von Olzen mit einem matten Lächeln hinzu, „fragt man ja nicht."

„Vielleicht ist es besser, wir sprechen darüber nicht."

„Gut. Es ist geschehen, möge es zum Guten schlagen. Aber auch von Deiner Ausstattung höre ich nichts — sonst fragt man doch die Mutter über dies und das. Mir wird Alles über den Kopf weggenommen."

Ein bitteres Lächeln ging über Hellas Gesicht. Sie wollte etwas Scharfes erwidern, aber sie bezwang sich. Sie sei noch nicht so weit, um sich damit beschäftigen zu können.

Frau von Olzen lenkte ein.

„Ich weiß ja," sagte sie, „daß Du den feinsten Geschmack hast, Du wirst auch ohne mich etwas zusammenstellen, was unserer Familie und Deiner würdig ist. Unsere Mittel sind ja auch nicht mehr, wie sie früher waren. Darüber überlasse ich mich keiner Täuschung, so ängstlich Ihr mir die Wahrheit zu verbergen sucht."

Vielleicht glaubte das Frau von Olzen selbst, versuchte es wenigstens zu glauben, und doch war sie es, die sich die Wahrheit über ihre Lage verbarg und jeden Versuch, sie darüber aufzuklären, ängstlich abwehrte. Als Hella einmal nach dieser Richtung insistirt hatte, war bei Frau Olzen eine nervöse Krise eingetreten. Seitdem hütete Hella sich sorgfältig, diesen heißen

Boden zu betreten. Und doch, wie kostbar wäre ihr gerade jetzt ein Rath und Trost von der Mutter gewesen!

Diese aber schien nichts von der Stimmung ihrer Tochter zu ahnen.

„Es wäre Vieles anders," fuhr Frau von Olzen fort, „wenn Dein seliger Papa noch lebte, oder wenn er besser für unsere Zukunft gesorgt hätte. Erinnerst Du Dich, wie wir Dich bei Hofe vorstellten, — dorthin, Du armes Kind, wirst Du nach Deiner Heirath nicht mehr kommen, — welches Aufsehen Du erregtest? Alle kamen zu mir und beglückwünschten mich, auch unsere Prinzeß kam. Sie ist Dir immer eine Gönnerin geblieben. Und dann auf dem Opernhausball — in allen Zeitungen standen wir — Alles war beschrieben — Deine Toilette — sie war wundervoll — ganz Duft — Dein Gesicht — Dein Lächeln. Damals dachte ich mir Deine Zukunft ganz anders, aber, wie Du sagst, sprechen wir nicht mehr davon, es war Dein Wille. Das mit dem Schmuckproceß habt Ihr nun auch versäumt. Der Proceß ist verloren und der Schmuck mit ihm. Wie habe ich mir das ausgemalt, wenn ich einmal den Familienschmuck tragen würde, und dann Du — wie wundervoll hätte er Dir gestanden. Dein Haar, Dein Hals, Dein Teint, alles

Das paßt dazu. Es giebt Leute, die machen sich nur lächerlich, wenn sie Brillanten tragen. Lizzy hat den Schmuck erstritten. Sie kann sich höchstens damit behängen. Tragen kann sie ihn doch nicht."

Ein müdes Lächeln ging über die Züge Frau von Olzens.

„Du hast den Schmuck gesehen?" frug Hella. „Wie sieht er eigentlich aus?"

„Freilich habe ich ihn gesehen, wie das kleine Fräuleinchen Maschke von Olzen noch lebte — Gott habe sie selig — sie hatte es gut mit uns gemeint. Es ist nicht ihre Schuld, daß wir um den Schmuck gekommen sind. Ich habe sie mit all den Brillanten aufgeputzt gesehen bei einem Fest, das die Ritterschaft des Kreises gab. Es war zu putzig. Stelle Dir vor, ein ganz kleines, zusammengeschrumpftes altes Jüngferchen, ganz dunkel an Farbe und mit pechschwarzen Haaren. Sie hatte Alles angesteckt, den Diamantstern in das Haar, das Halsband mit den Rubinen, die Broche mit dem großen Stein, so viel Bracelets und Ringe, dann die famosen Ohrgehänge mit den großen Perlen. Man drängte sich um sie herum, um Alles genau zu sehen. Das Fest war ihr großer Tag. Sie quälte sich mühsam durch — aß sich kaum satt, aber sie hätte eher das Leben gelassen, als sich von

dem kleinsten Stück zu trennen. Das schwarze Muttergottesbildchen nannte man sie, und sie saß auch ganz steif da und ließ sich betrachten. Und nun soll Lizzy Reßmann das Alles haben. Du hast Dich mit ihr ausgesöhnt — ich kann es ihr nicht vergessen."

„Die Reßmanns haben den ersten Schritt gethan," sagte Hella, „mit ihrem Besuch bei meiner Verlobung. Was könnte es nützen, mit ihnen weiter zu boudiren? Ich war doch als ein ganz junges Mädchen bei Lizzys Vater zum Besuch, gerade wie sie ihr Verhältniß mit Reßmann hatte. Es war eine fröhliche Zeit, an die ich gern denke. Ich war ihre Vertraute; freilich alle Augenblicke gab es ein Mißverständniß zwischen dem jungen Paar, da mußte ich vermitteln."

„Ein gefährliches Amt, das Du übernommen hattest. Und ein gefährlicher Mensch dieser Reßmann für Frauenherzen — mit seinem melancholischen Blick und seinen glatten Worten. Mich soll es wundern, wie das zwischen Lizzy und ihm enden wird, etwas stimmt da nicht, das habe ich ihnen gleich angesehen. Doch Du machst mich zu viel sprechen, mein Kind," fuhr Frau von Olzen fort, sich selbst unterbrechend, „das werde ich büßen müssen. O, meine arme Nerven!"

Auf dem Capitel ihrer Nerven war Frau von Olzen unerschöpflich. Es müsse etwas dafür geschehen; schon um Wandas willen, für die sie sich erhalten müsse. Das kalte Frühjahr in diesem Hause werde ihr Tod sein. Zu was diese ganze Uebersiedelung gerade vor dem Winter nach Wannsee! Wenigstens diesen Winter hätte man noch in der bequemen, warmen Wohnung in Berlin bleiben können. Es sei hohe Zeit, daß sie für einige Monate nach dem Süden gehe, an einen ganz wohlfeilen Ort, zum Beispiel nach San Remo. Sie sage das gleich, damit man ihr nicht mit den Kosten komme. Wanda werde sie natürlich mitnehmen. Hellas Hochzeit könne kein Hinderniß sein, die könne man beschleunigen oder um ein paar Monate verschieben.

Wo sie das Geld hernehmen solle, fragte Hella seufzend. Sie wisse es nicht zu finden.

„Auf diese Rede war ich gefaßt," sagte Frau von Olzen. „Du hast die Verwaltung unseres Vermögens an Dich genommen, Du mußt für das Nothwendige sorgen. Ich bin zu jedem Opfer bereit, aber es hat doch Alles seine Grenzen. Wenn man nur will, so hat sich noch immer etwas gefunden. Ich rechne darauf. Und nun geh', mein Kind. Ich kann diese Unterredung wirklich nicht länger fortführen, so gern

ich es auch möchte," rief sie, mit erlöschender Stimme sich in die Causeuse zurücksinken lassend. „Geh' und amüsire Dich gut und schicke mir Wanda."

Hella küßte ihrer Mutter die Hand. Sie wandte sich langsam zum Gehen.

Neue Ansprüche und Vorwürfe — das war also, was ihre Mutter als Trost in der Bedrängniß ihr bot.

Sie legte die Hände über die Brust, als wolle sie die Gedanken zurückpressen, die ihr aufstiegen.

II.

Die Olzen.

Alle Bekannten der Olzens hatten sich erstaunt — wenigstens thaten sie so — als die Familie nach Wannsee übersiedelte. Wie ist das überhaupt möglich, im Winter in Wannsee zu wohnen! Man sprach darüber bei Hof und in der Stadt, bis man von etwas Anderem sprach.

Die Olzens erzählten Jedem, der es hören wollte, der tieferschütterte Gesundheitszustand der Mutter verlange einen vollständig ruhigen Aufenthalt; es fehlte indessen auch nicht an solchen, die behaupteten, die Olzen hätten schleunig ihren seitherigen Lebensstil ändern müssen, sollte es nicht zu einem großen Eclat kommen. Hella hatte sich zu Anfang des Winters zum Erstaunen ihres ganzen Kreises mit Fritz Vollborn versprochen; aus einer wohlsituirten Familie, aber doch nur ein bürgerlicher Lieutenant einer rheinischen Garnison.

Schon vorher war Hella einmal verlobt gesagt worden, aber damals mit einem Grafen und Fideicommißbesitzer. Und jetzt ein bürgerlicher Lieutenant! Die stolze Hella hatte also ihre Ansprüche sehr erheblich zurückstecken müssen. Das sprach auch für einen starken Stoß in den Verhältnissen der Olzen.

Im Uebrigen hatten die Olzen ihren Rückzug aus Berlin taktisch ganz geschickt vollzogen. Sie waren im Nachsommer in die Wannseer Villa gezogen und waren dann dort geblieben, als die übrigen Villen sich leerten und ihre Bewohner zu dem gewohnten Winterleben nach Berlin zurückkehrten.

Die Verhältnisse der Olzen waren indessen noch mißlicher, als es von den Eingeweihten angenommen wurde, ja beinahe verzweifelt waren sie. Das ganz der Welt zu verbergen war unmöglich — denn die Welt weiß ja immer Alles und Jedes von Jedem — nur in dem Maß und in den Details irrt sie sich manchmal. Nur war sie diesmal in einer optimistischen Täuschung.

Der Rückzug nach Wannsee war ein ungemein geeignetes Mittel, sie darin zu erhalten.

Schon der Ruf dieses zweifellos vornehmsten der Berliner Vororte kam den Olzen und ihrem Credit zu Statten. Mit Herrschaften, die in Wannsee wohnten,

hatten alle Lieferanten immer nur gute Erfahrungen gemacht; eine Vergoldung ihres Rufes in dieser Richtung konnten die Olzen sehr gut gebrauchen. Dann war die bequeme Verbindung mit Berlin da. In Wannsee, — so pflegten die Olzen ihren Bekannten zu sagen — kann man leben wie in Berlin. Man braucht es aber nicht. Auch ergingen die Einladungen an Hella und Curt nach Wannsee gerade so, wie sie nach der Königgrätzerstraße ergangen waren; man konnte ihnen folgen, wenn man nur ein gewisses Maß von Unbequemlichkeit und Mühe in den Kauf nehmen wollte.

Dagegen war man der Verpflichtung, Gegeneinladungen ergehen zu lassen, ein für alle Mal enthoben. Denn wer folgt im Winter einer Einladung nach Wannsee?

Indessen hielt sich Hella in gesellschaftlicher Beziehung sehr zurück; es war der letzte Winter vor ihrer Verheirathung. Nach Ostern sollte schon die Hochzeit sein. Da, das weiß man, giebt es viel zu sorgen und zu denken. Dann die Krankheit der Mutter und die Abwesenheit des Bräutigams, der in einem Regiment am Rhein stand, das genügte, um das Verschwinden Hellas aus Kreisen, in denen sie früher geglänzt hatte, zu erklären. Vergessen konnte man Hella indessen so schnell nicht. Denn das Scepter der Schön=

heit und des feinsten Geschmackes in allen Toiletten-fragen, das sie bisher geführt hatte, war noch verwaist geblieben.

Wer bei den seltenen Gelegenheiten, an welchen sie sich diesen Winter zeigte, die einfache Vornehmheit dieser eleganten Schönheit sah, die anscheinend so ungezwungene Heiterkeit, die aus ihren Worten wie aus dem ausdrucksvollen Lächeln und der Verve ihrer Bewegungen hervorstrahlte, die Bewunderung, die ihr allenthalben folgte, konnte unmöglich ahnen, welche Last von Sorge und Kummer sich hinter dieser blendenden Außenseite verbarg.

Das so gut zu verbergen, wie sie es that, das hatte Hella ihre Welterziehung gelehrt; aber diese Last drückte ihr die Seele wund. Und Keiner war da, der sie mit ihr theilen wollte oder konnte. Nicht die Mutter, die mit krankhafter Sensitivität sich von jeder Berührung von der Außenwelt zurückzog, noch Curt von Olzen, der es bequem fand, alle Geldsorgen der Schwester zu überlassen. Von Wanda war nicht zu sprechen. Sie galt noch als Kind.

Auch nicht ihr Bräutigam — sie konnte sich nicht entschließen, ihm die bedrängte Lage zu entdecken, in der sich die Verhältnisse der Familie befanden, wie es selbst an allen Mitteln fehlte, um eine nur annähernd

passende Ausstattung zu beschaffen. Seit Jahren hatte er sie verehrt, bewundert, seine Liebe hatte immer vor ihr auf den Knieen gelegen, als der stolzen, vornehmen Herrin, der sie diente, und nun sollte Hella von diesem Thron herabsteigen. Ihr Stolz bäumte sich dagegen auf.

Freilich — sie hatte das Wort schon oft auf der Zunge oder in der Feder gehabt. Im letzten Augenblick hatte sie sich immer sagen müssen: es geht nicht, es geht unmöglich. War es allein Stolz, der Hella von einem solchen Geständniß zurückhielt? War es vielleicht ein Gefühl, das im Hintergrunde ihrer Seele lauerte: Vollborns Empfindungen ihr gegenüber, vielleicht seine Entschlüsse würden sich ändern? Hatte doch der Mann, dem sie zuerst ihr Herz ganz und voll dahingegeben hatte, eben jener gräfliche Verehrer, sich nach und nach von ihr zurückgezogen, wie ihre Verhältnisse sich verdunkelten. Ihm gegenüber hatte sie sich hinterhaltlos ausgesprochen. Und nun sollte sie ihre Beziehungen zu Fritz Vollborn wiederum auf das Spiel setzen?

Denn an die Heirath mit ihm klammerte sie sich, von ihr erhoffte sie die heißersehnte Ruhe, endlich eine gewisse Sicherheit und Stetigkeit des Daseins. War es ein Uebermaß oder ein Mangel an ihrer Liebe zu

Vollborn, was sie hinderte, sich ihm zu entdecken, jedenfalls war ihre Liebe nicht durch ein volles Vertrauen gekrönt.

Und dann war da die Familie Vollborns, Kaufleute und Fabrikanten am Niederrhein, stolz auf ihre bürgerliche Respectabilität, ihr Geld, voll von Vorurtheilen gegen Berlin, und was sie die preußischen Junker nannten, die immer noch gegen die Verbindung mit Hella intriguirte. Gar nicht zu reden von dem Widerstand, den sie der Verlobung aus kirchlichen Bedenken entgegengesetzt hatten, denn Hella war protestantisch, die Familie Vollborns aber bestand aus eifrigen Katholiken.

Und nun sollte es von Hella bekannt werden, daß all der Glanz, der sie umgab, nur der Flitterstaat einer Bettlerin sei, noch vor der Hochzeit sollte das bekannt werden! Nein! nach der Hochzeit konnte man sehen; es war ja immer noch möglich, daß sie von irgend einer Seite das Geld erhielt, womit sie die dringendsten Gläubiger befriedigen und die nothwendigsten Ausstattungsstücke anschaffen konnte. Es war ja noch eine Hoffnung da, die freilich schnell genug zerschellen sollte.

Hatte doch auch jenes religiöse Bedenken sich mit einem Male ganz glatt und glücklich gelöst, da man

schon glauben mußte, der Widerstand, den Vollborns Mutter — der Vater, ein Fabrikant, war bereits seit Jahren todt — der Verlobung entgegenstellte, sei nicht zu brechen. Der Kaplan, der zuerst sich absolut ablehnend verhalten hatte, wandte mit einem Male seinen Standpunkt: er war es selbst, der die Mutter Vollborns zu bewegen wußte, gegen die Bedingungen katholischer Trauung und Kindererziehung ihre Einwilligung zu der zuerst so streng zurückgewiesenen Verbindung zu geben. Es hieß, daß mächtige Hände dabei mitgewirkt hätten.

In ihrem Kampfe gegen das Andrängen der Gläubiger, gegen die Ansprüche, die jeder neue Tag an sie stellte, war sie schon lange auf die kleinen Mittel gerathen — eine Frist, ein kurzer Aufschub, Darin konnte sich ja Alles klären.

Selbstverständlich verwickelte und verdüsterte sich gerade darin Alles mehr und mehr.

Wie waren denn die Olzen in diese Lage gerathen? Ein so vornehmes früher so reich begütertes Geschlecht?

Das ist eine Geschichte, die sich schon von Generationen herschreibt, eine alte Familiengeschichte, wie sie schon oft erzählt worden ist.

Auch hier giebt es zwei Lesarten. Die eine, die

der Olzen, und die andere aus dem Munde der Welt. Nach den Olzen waren es zuerst der große Krieg im Anfang unseres Jahrhunderts und dann die theueren Zeiten und dann die wohlfeilen Zeiten, der Mangel an Credit und die Verführung durch zu willigen Credit, die Zölle und die Steuern, die alten und die neuen Gesetze, das hatte Alles dazu zusammengewirkt, den großen Besitz der Olzen zu zernagen.

Wie eine Fluth, die lange an den Rändern spielt und spült — es bröckelt etwas ab und noch etwas, bis man mit einem Male sieht, daß das Ganze unterwaschen ist, kein Damm mehr hilft, uud dann bei irgend einem Unwetter oder auch ganz stille der Rest von den Wassern verschlungen wird.

Ganz anders als die Olzen urtheilte die Welt. Sie hatte bemerkt, daß seit Generationen die Olzen immer mehr ausgaben als einnahmen, und zog daraus ihre Schlüsse. Das konnte ja nicht dauern, man konnte berechnen, wann der Zusammensturz erfolgen würde. Darin hatte sich die Welt allerdings getäuscht, denn es war ein so großer und standhafter Besitz vorhanden, so daß er länger, als irgend Jemand vermuthen konnte, der Wirthschaft der Olzen und den Anstrengungen ihrer Gläubiger, die Sache definitiv zu regeln, Widerstand leistete.

Die Olzen'schen Güter waren in dem Winkel zwischen Schlesien, Posen und Russisch-Polen gelegen nächst dem Fürstenthum Oels. Die Herren von Olzen rühmten sich, von dem ältesten Adelsgeschlecht Polens abzustammen. Und etwas Polnisches lag ihnen im Blute, obgleich sie sich immer zu den Deutschen hielten. Auch ruinirten sie sich nicht im Militär- und Hofdienst wie manche ihres Gleichen. Vielmehr blieben sie zu Hause und lebten als große Herren mit weit getriebener Gastfreundschaft, bis sie das letzte ihrer Güter räumen mußten, das ein Kneipwirth aus Breslau kaufte, der mit sensationellem Glück in Getreide speculirt hatte.

Als das Olzen'sche Stammgut verkauft wurde, bestand die Familie noch aus zwei Vettern, Geschwisterkindern, die beide noch eine recht erhebliche Auszahlung erhielten. Der eine von ihnen, Hans von Olzen, zog in die benachbarte kleine Stadt, heirathete ein Bauermädchen von seinem Gut und setzte sein lustiges Leben in der neuen Umgebung fort. Das Geld reichte, knapper und knapper werdend, bis zu seinem Tode. Der andere Vetter, Adalbert von Olzen, der verstorbene Gatte der Frau von Olzen, studirte, ging in den Staatsdienst, avancirte rasch, wurde Abgeordneter, der der Regierung große Dienste leistete,

kam als Rath in das Ministerium und starb infolge eines Schlagflusses, als er gerade Wirklicher Geheimrath geworden war. Zu einem standfesten Arbeiten war er nicht geschaffen; es ging bei ihm immer stoßweise, aber er war kühn in seinen Conceptionen und geschickt in der Ausführung. Der leitende Staatsmann schätzte ihn und brauchte ihn zu allerhand diplomatischen und halbdiplomatischen Missionen; so war er namentlich bei Beilegung des Culturkampfes thätig; er mußte Verkehr mit der Diplomatie pflegen und erhielt außerordentliche Zuwendungen über seinen Gehalt hinaus, die ihm eine große Repräsentation gestatteten. Aber er war kein besserer Wirthschafter als alle seine Vorfahren. Unglücklicherweise war es seine Frau noch weniger.

Sie stammte von einem Domänenpächter, der sich hatte adeln lassen, und der seine Tochter, um sie für die feinere Welt vorzubereiten, in ein Pensionat in der französischen Schweiz geschickt hatte. Von dort war sie sehr ladylike und mit einer Neigung zum Lesen französischer Romane zurückgekommen. Sie war zart, fein, sensitiv; ihr Gatte derb, nervös und zufahrend. Mißverständnisse häuften sich auf Mißverständnisse zwischen den Gatten; sie hatten regelmäßig ihren Grund in der Unfähigkeit der Frau von Olzen, ihrem Haus=

halt vorzustehen. Sie hatte wohl eine ansehnliche Mitgift erhalten, diese stand aber in keinem Verhältniß zu ihren Ansprüchen.

Das Vermögen der beiden Eheleute ging den gleichen Weg.

Als Adalbert von Olzen starb, war nur ein geringes Capital vorhanden; dazu kam eine für die Verhältnisse, in welchen Frau von Olzen zu leben gewohnt war, ganz unbedeutende Pension. Glücklicherweise gab es da noch einen Vatersbruder der Frau von Olzen, einen reichen und unverheiratheten Sonderling, der im Auslande lebte, der seiner Nichte eine Rente von sechstausend Mark zukommen ließ. An die Erbschaft, die man von dort erwartete, knüpften sich vor und nach die Zukunftspläne der Olzen.

Wären die Olzen im Stande gewesen, nach dem Tode des Geheimraths alsbald mit ihrer seitherigen Existenz zu brechen, so hätte das zu einem bescheidenen Leben eben noch zugereicht. Aber man dachte doch erst noch Hella zu verheirathen; die glänzende Partie, die für sie in Aussicht stand, durfte man sich doch nicht zerschlagen lassen; und die Beziehungen, die man hatte, mußte man schon der Zukunft von Curt wegen pflegen. So geschah der Rückzug der Olzen aus der großen Welt in einer Zeit, als die letzten Trümmer

des Vermögens verschwunden und schon eine ansehnliche Schuldenmasse gehäuft war.

Curt hatte eine philosophische Ader in ihrer Art, er sah sehr klar in die Geschichte seiner Familie. „Das Schuldenmachen und Nichtbezahlen," sagte er, „liegt bei uns im Blute; so haben wir es getrieben, so werden wir es treiben, bis es zu Ende geht." Und danach handelte er.

Allzu lange verbarg sich Hella die unabweisbaren Consequenzen ihrer Lage. Sie, so gefeiert, so beliebt und tonangebend in den ersten Kreisen, sie sollte diese Stellung mit dem Dunkel bescheidener Mittelmäßigkeit vertauschen. Ein Entschluß, zu dem sie sich nicht heraufringen konnte. Als sie ihm endlich näher trat, war es auch dafür schon zu spät.

So waren sie, Mutter und Geschwister zu Wannsee. Mit Schrecken sah Hella die Katastrophe näher und näher herankommen, und ihr Geist zerquälte sich, sie zu wenden oder wenigstens hinauszuschieben.

Da traf die Familie noch ein letzter Schlag und zwar gerade in den jüngsten Monaten. In der Olzen'schen Familie existirte ein Schmuck, bestehend aus verschiedenen kostbaren Prachtstücken, großen, vielkarätigen Brillanten und Perlen wie Vogeleier.

Ein französischer Offizier, der verwundet aus

Rußland zurückkehrte und auf dem Olzen'schen Gute starb, hatte ihn, wie es hieß, dem Gutsherrn vermacht.

Seit den annähernd achtzig Jahren, daß er im Besitz der Familie war, hatte er darin schon gewaltig rumort. Wie viel Streit, Neid, Haß, Eifersucht, Klatsch hatten sich schon um ihn gesammelt!

Verschiedene Male war schon darum processirt worden. Und auch in die jetzige Generation der Olzen hatte der Schmuck seine vergiftenden Strahlen gesendet. Ein Testament der letzten Besitzerin, eines alten Fräuleins von Olzen, das zwanzig Jahre vor deren Tode gemacht worden war, hatte über den Schmuck verfügt und zwar in einer Weise, die es zweifelhaft ließ, ob Frau von Olzen erbberechtigt war oder die einzige Tochter jenes Hans von Olzen, der in der kleinen Stadt verkommen war, Lizzy, jetzt in zweiter Ehe mit Edwin Reßmann verheirathet. Frau von Olzen war in allen Instanzen siegreich geblieben, bis in letzter Instanz der Proceß definitiv für sie verloren ging. Ihr Rechtsanwalt hatte einen Fehler begangen, von dem der als besonders scharf bekannte Gegenanwalt rasch und gewandt den Vortheil wahrnahm.

Wie viel Hoffnungen gingen mit dem Verlust dieses Processes zu Grunde. Dazu lebte die Siegerin, Frau Lizzy Reßmann, in geradezu glänzenden Ver-

hältnissen: ihr erster Gatte, der verstorbene Fabrikant Simon Lobenstein, hatte überreichlich für sie gesorgt.

So lange sie sich erinnert, hatte Hella von Olzen von diesem Schmuck sprechen hören. Gesehen hatte sie ihn zwar nie, aber sie kannte jedes Stück aus den Erzählungen ihrer Mutter, als hätte sie denselben vor sich, und sie wurde nie satt, sich davon erzählen zu lassen. Die Olzen hatten sich in voller Sicherheit des Gewinnens des Processes gewiegt, den Schmuck schon als den ihrigen betrachtet. Er sollte verkauft werden und sie aus ihren augenblicklichen Nöthen erlösen. Und wenn Hella in der Nacht aufgewacht war, und die grauen Sorgen sich um sie herumstellten, dann schien ihr das Glitzern der Brillanten, der Milchschein der Perlen durch das Dunkel zu leuchten und einen Dämmerschimmer auf ihren Pfad zu werfen.

Jetzt, da die Aussicht auf den Besitz verschwunden war, äfften sie ihre Träume noch damit, sie sah sich in einer Zauberhöhle, umglitzert und umglitlert von Diamanten und Perlen, ihren Schmuck, den Familienschmuck, als den Mittelpunkt. Aengstlich strebte sie, ihn zu fassen, ihn an sich zu ziehen. Wenn sie ihn aber greifen wollte, entzog er sich ihrer Hand, verschwand, und mit einem Angstschrei war sie aufgewacht.

III.

Die Ballschuhe.

Am Fenster ihres Schlafzimmers stand Hella und schaute auf den Weg aus, der durch die Kiefern nach der Gartenpforte führte. Der Wind fuhr durch die Spalten des schlecht schließenden Fensters. Fröstelnd hatte sich Hella in eine weiße Pelerine gehüllt. Ungeduldig klopften ihre Finger auf den Scheiben. Dann kehrte sie sich um und ging festen Schrittes im Zimmer hin und her.

Das Zimmer machte einen weißen, kühlen, jungfräulichen Eindruck; die Wände, die Tische und Betten waren mit weißen Draperien bedeckt, auf denen sich rothgestickte Sphinxe und Pelikane in grotesker Stilisirung abhoben. Eine feine Hand hatte hier gewaltet und diesem Raum seinen Charakter gegeben; man hätte hier nur aussetzen können, daß Alles so sehr gewollt aussah, mehr von außen arrangirt, nicht so von

innen herausgewachsen, wie man sich gern ein solches Gemach denken möchte.

Nichts Intimes giebt es hier, nichts, an das irgend eine Erinnerung anknüpfen konnte, nicht eine Schleife, nicht ein Bild, alles das ruht in der Tiefe der Schubladen, ganz unten in den Spinden. Wie eine Flucht vor der Vergangenheit, wie ein weißes Papier, das man der Zukunft reicht, um sich darin einzuzeichnen.

Die Thür des Zimmers nach dem Corridor öffnete sich. Wanda trat herein.

Mit ihr kam ein voller Sonnenstrahl aus dem der Thür gegenüber liegenden Fenster des Corridors. Grüne und weiße Reflexe schossen herein, Hella zu umtanzen. Das Zimmer erschien wie der Rahmen um ein seltenes Bild.

„Wie schön Du bist, Schwester," sagte Wanda, immer noch in der Thür stehen bleibend, als könne sie sich nicht entschließen, die Sonnenstrahlen auszuschließen, die wie neugierig, in das Zimmer hineinleuchteten und in allen Ecken ein farbiges Lichtleben begonnen hatten.

„Das freut mich, wenn ich Dir gefalle. Aber bitte, schließ die Thür, ich fühle den Zug im Nacken," und sie nahm den weißen Shawl, der ihr über die Robe heruntergesunken war, fröstelnd herauf.

„Schade darum,“ sagte Wanda, die Thür schließend, der Sonnenschein hat Dir so gut gestanden.“

„Es ist wie das Glück,“ sagte Hella, „es steht allen Menschen gut. Die Sonne aber, die eben auf uns scheint, wärmt nicht.“

Wanda sah die Schwester aus ihren großen grauen Augen fragend an.

Sie war ein großes, rasch aufgeschossenes Mädchen, die Haare verschnitten, so daß sie in kurzen Locken um den Kopf sich ringelten, der Schwester unverkennbar ähnlich, nur war das Oval des Gesichts reiner entwickelt, die Nase stärker gezogen, der Mund schmal und groß.

Sie trug ein einfaches dunkles Wollenkleid, blusenartig geschnitten, um den Hals einen kleinen weißen Streifen.

In ihrem zerstreuten Weltleben hatte Hella wenig Zeit gefunden, sich um Wanda zu kümmern. In Wanda sah sie nur immer noch das Kind; was in deren Innern quoll und wogte, war ihr entgangen. So hatte sie den Zeitpunkt versäumt, wo aus der älteren Schwester die sympathische Freundin werden muß, die für das Vertrauen, das sie fordert, auch Vertrauen giebt.

Sie wußte nichts von Wanda, und was sie von ihr empfand, berührte sie fremd und unverständlich.

Denn niemals sind sich die Generationen so rasch gefolgt wie in unserer Zeit.

„Du möchtest Dich wohl auch so schön anziehen?“ sagte Hella von der Bemerkung Wandas geschmeichelt.

„Nein, das möchte ich nicht.“

„Auch wenn Du auf den Ball gehst?“

„Ich werde nie auf den Ball gehen. Das hat sich unser Club im Odilienstift geschworen.“

„Und wenn Du Dich verheirathest, auch dann nicht?“

„Ich werde mich nicht verheirathen.“

„Hat das Euer Club im Odilienstift auch geschworen?“

„Ja, das haben wir. Wenigstens nicht unter den jetzigen Bedingungen.“

„Was sind denn das für Bedingungen, die Du ablehnst?“

„Das ist doch sehr einfach. Hast Du das Buch von Bebel gelesen?“

„Wie sollte ich ein solches Buch lesen! Und Ihr habt es gelesen. Ihr in einem königlichen Stift?“

„Natürlich haben wir das gethan,“ antwortete Wanda ruhig, „wie sollten wir nicht? Es ist doch ein grundlegendes Werk.“

Ein Donnerschlag, der neben Hella niedergegangen wäre, hätte sie nicht mehr in Schrecken und Staunen versetzen können, als dies Geständniß Wandas.

Hella suchte nach einem Verständniß für diese Bemerkung Wandas, aber sie fand es nicht. Sie hatte schon gehört, daß es solche Ansichten in der Welt gäbe, bei Verbrechern und Aufrührern. Außerhalb der Kreise dieser durch eine Welt von ihr Getrennten derartige Meinungen aufleuchten zu sehen, bei ihrer eigenen Schwester — das erschien ihr zuerst unglaublich, dann als ein Scherz, eine Kinderei, über die man lacht, weil man sicher ist, sie leicht abgewöhnen zu können. Aber Wandas Worte klangen so bestimmt, ihre Haltung war so sicher, aus ihrem Auge blitzte ein trotziger Wille. Da muß etwas Ernstes unternommen werden, Hella weiß nur noch nicht was. Aber sie wird sich darauf besinnen.

Ihr selbst ja waren die Anschauungen, die Urtheile und Vorurtheile ihrer gesellschaftlichen Kreise wie Naturgesetze, denen man sich unterwirft; überflüssig, nach dem Warum zu fragen. Unentrinnbare Mächte! Selbst der Zweifel ist hier schon ein Vergehen. Ein unausdenkbarer Frevel wäre es, sich in ernsteren Widerspruch mit den Anschauungen dieser Welt zu setzen.

Die Mühen, die Selbstverleugnung, die innere Demüthigung, durch die sie ging, um in ihrer jetzigen Lage den Schein eines Zustandes aufrecht zu erhalten, wie ihn ihre Beziehungen zur Gesellschaft auferlegten, nahm sie wie eine Schickung hin, der man sich unterwirft.

Daß man das Alles durch einen kühnen Entschluß von sich abschütteln könne, daß es noch einen Denkkreis neben dem ihrigen gab, war ihr nie in den Sinn gekommen. Sie hatte sich in diese Gesinnung hineingelebt, als sie sich wohl dabei fand und sie den natürlichen Untergrund ihrer Existenz bildete. Jetzt schleifte sie alle Urtheile und Vorurtheile wie eine Kette mit sich herum, an der sie sich wund rieb, und die sie doch mit einer abergläubigen Furcht verehrte.

In dem Kreis der Dinge, die Hella als gegeben und nothwendig glaubte, gab es keinen Unterschied — hier war Alles gleichwerthig — ein Verstoß gegen die Etikette oder eine rebellische Ansicht. Alles war bei ihr Glaubenssatz; mit Gründen und Gegengründen zu hantiren, hatte sie nie gelernt.

Sie schien Zeit zu gebrauchen, bis sie sich für den Frevel gesammelt hatte, der in Wandas Geständniß von der Lectüre Bebels zu Tage trat.

„Und Euere Lehrerinnen haben das zugegeben," sagte Hella endlich.

„Wir sind nicht so dumm gewesen, sie zu fragen,“ antwortete Wanda. „Höre, Schwester, Du heirathest doch Fritz Vollborn, weil Du ihn lieb hast?“

„Natürlich.“

„Und wenn Du ihn nicht mehr lieb hast, was machst Du dann?“

„Ich werde ihn immer lieb behalten.“

„Das sagst Du so. Das willst Du auch. Aber da kann man doch nichts dazu, ob man einen lieb hat oder nicht lieb hat. Oder meinst Du, daß man dafür etwas kann?“

„Nein. Das kommt von selbst.“

„So ist es also doch so. Wenn es so kommt, daß Du ihn nicht mehr lieb hast, mußt Du ihn doch behalten. Ist das nicht unmoralisch?“

„Was für Ausdrücke mein Kind,“ rief Hella.

„Ich sage, wie es die Wahrheit ist und wie es Bebel sagt.“

„Du willst Dich wirklich auf Lebensdauer verheirathen?“ frug Wanda weiter.

„Natürlich wie anders.“

„In Zukunft wird man sich nur auf Liebesdauer vermählen,“ sagte Wanda ernst und belehrend.

„Du bist ein Kind und kennst die Welt nicht.“

„Das kenne ich," sagte Wanda. „Mit solchen Worten sucht man uns dumm zu erhalten."

„Doch ich wollte etwas Anderes mit Dir besprechen," fuhr sie fort. „Mama fühlt sich sehr unwohl. Sie sagt, sie müsse sterben, wenn sie nicht nach Nizza geht. Du läßt sie nicht dahin gehen. Warum hinderst Du Mama, nach Nizza zu gehen?"

„Wir haben leider kein Geld dafür, mein armes Kind."

„Kein Geld! Ich dachte, wir wären sehr reich."

„Leider sind wir das nicht. Eher das Gegentheil."

„Und warum trägst Du dann so schöne theure Kleider, wenn wir nicht reich sind?"

„Die Welt verlangt es so," antwortete Hella.

„Was geht das die Welt an? Höre Schwester Hella, das muß anders werden."

„Und wie soll es denn werden?"

„Jeder soll nur das haben, was er sich selbst erarbeitet. Dann wird Keiner vor dem Anderen etwas voraus haben, aber es wird auch Keinem etwas fehlen."

„Du sagst das so bestimmt. Mit was willst Du denn verdienen? Was willst Du werden, Wanda?" frug Hella.

„Ich werde Journalist!"

„Was?" rief Hella ungläubig.

„Journalist. Glaube mir, ich werde etwas Anderes vorbringen als das Gewäsch, das jeden Tag in Euren Zeitungen steht.“

„Das ist ja ganz unglaublich, was das Kind für Ideen hat,“ rief Hella.

„Höre,“ rief sie ihrem Bruder Curt zu, der eben in das Zimmer trat. „Wanda will Journalist werden. Hast Du je so etwas gehört?“

Curt war bereits im Gesellschaftsanzug, er war ein kräftiger, gut gewachsener junger Mann, die regelmäßigen Züge etwas verlebt, das Haar schon gelichtet, mit einem wohlgepflegten Schnurrbart und einer Art nervösen Zwinkerns in den Augen.

„Wanda Journalist!“ rief er laut auflachend. „Wahrhaftig ein famoser Witz.“

„Spare Deine Heiterkeit, Curt,“ sagte Wanda mit Würde, sie ist hier nicht am Platze.“

„Es ist wirklich ihr völliger Ernst,“ bestätigte Hella, „sie haben sich in dem Stift auf Bebel verpflichtet.“

„Das wäre,“ rief nun Curt, auch seinerseits betreten werdend. „Welche Erziehung. Hat man denn Euch in dem Stift keine Religion gelehrt?“

„Welche Religion meinst Du, Curt,“ sagte Wanda, „das vom Christkindchen, dem Weihnachtsmann und dem Osterhasen, der die Eier legt?“

„Das kommt ja immer besser," rief Curt. „Das sind ja schöne Erziehungsresultate. Hast Du denn keinen Glauben?"

„Du wirst mich nicht dumm machen," rief Wanda, „Du meinst, worüber Ihr Großen schon längst die Achzeln zuckt, das wäre noch gut genug für mich kleines Mädchen? Das ist aber vergebliche Mühe, wir sind darüber vollständig aufgeklärt. Und je mehr man uns zwingen will, um so weniger überzeugt man uns."

„Du kennst das Leben noch nicht," sagte Curt. „Warte nur, bis Du so alt bist wie wir, dann wirst Du schon anders sprechen."

„So sagte vorhin Hella auch, daß ich das Leben noch nicht kenne. Doch Du, Curt, siehst mir gerade aus, als kenntest Du es eher schon zu viel."

„Das Gör," rief Curt, „das ist nicht mehr zum Anhören. Hüte Dich, daß Niemand so etwas von Dir hört." Er wandte sich an Hella mit der Frage, ob es nicht Zeit sei, sich auf den Weg nach Berlin zu machen. Man dürfe doch nicht zu spät auf das Fest kommen, das Lizzy ihr zu Ehren gebe. Und dann das ewige Gerede über Wannsee, und daß man von dort natürlich zu spät eintreffe.

„Ich kann noch nicht," rief Hella, „ich warte, warte, warte, es ist zum Verzweifeln, und meine

Ballschuhe kommen immer noch nicht. Ich habe die Aufwärterin an die Bahn geschickt, ob sie den Boten des Schuhgeschäfts vielleicht dort findet — aber auch sie kommt nicht zurück. Und ich habe noch ein wichtiges Geschäft vor."

Die drei Geschwister verharrten eine Zeit lang schweigend. Dann zog Hella Curt in eine Ecke.

„Hast Du Geld?" flüsterte sie ihm zu.

„Nicht eine Mark, überall abgewiesen."

„Es ist zum Verzweifeln, und Du versprachst doch fest, das Geld, das ich Dir aus unserer Kasse gegeben, zurückzubringen."

„Versprechen ist keine Kunst, aber halten. Sieh, daß Du etwas auftreibst."

„Curt, es ist ganz schrecklich, der Fall ist dringend."

„Es ist schon oft so gegangen. Du bist so klug. Du bringst uns auch diesmal hinüber. Sprich doch mit Deinem Bräutigam."

„Mit ihm? um keinen Preis der Welt!" rief Hella. „Die Schande würde ich nicht überleben. Eher soll Alles zu Grunde gehen."

In diesem Augenblick erschien die Aufwärterin auf der Schwelle. Sie hatte einen gestrickten Wollshawl um den Kopf geschlungen, aus dem ein gedunsenes rothes Gesicht herausschaute. Sie war dick

und untersetzt und erschien in dem gesteppten alten Kattunmantel, den sie trug, fast so breit wie hoch.

In dem aristokratisch ausgestatteten Raume eine sehr deplacirte Erscheinung.

„Das Mädchen aus der Schuhfabrik ist draußen,“ sagte die Frau.

„Es soll gleich hereinkommen,“ rief Hella. „Endlich!“

„Wir hatten doch sonst einen Diener und ein Hausmädchen,“ frug Wanda. „Wo sind die hingekommen?“

„Sie sind aus dem Dienst gegangen,“ entgegnete Hella, „es ist ihnen hier zu einsam geworden. Wenn Du nach meiner Verheirathung hier die Haushaltung führst, wirst Du sehen, daß wir uns einschränken müssen.“

„Dafür verlaß Dich auf mich,“ sagte Wanda mit Nachdruck. „Ich werde meine Grundsätze zur Geltung bringen.“

„Dann Gnade Gott unseren Mägen, Du willst uns wohl mit spartanischer Suppe füttern?“ rief Curt.

„Wenn es sein muß, ja!“

Das Mädchen aus der Schuhfabrik trat herein. Der falsche Sonnenschein hatte sie betrogen, sie hatte

sich wie zu einer Sommerpartie herausgeputzt. Jetzt stand sie frierend in ihrem verfrühten Sommerhut und ihrem dünnen Mäntelchen da.

„Hier sind die Schuhe, gnädiges Fräulein.“ Sie überreichte Hella einen Carton und darauf ein Papier, offenbar die Rechnung. Hella legte das Papier unbesehen auf den Tisch und öffnete den Carton.

Sie zog ein paar feine Ballschuhe von meergrüner Seide mit Bändern und silbernen Schnallen heraus.

„Allerliebst!“ rief sie, „wirklich geschmackvoll. Erlaubt, daß ich sie vor Euch anprobire!“

Sie streifte die Pantoffeln von ihren Füßen und glitt in die Ballschuhe.

Sie stimmten wundervoll zu den blaßrothen durchbrochenen Strümpfen, die der etwas kurz gehaltene Rock bis zu den Knöcheln sehen ließ.

„Es ist gut,“ wendete sich Hella zu dem immer noch wartenden Mädchen. „Sagen Sie Herrn Belluano, daß ich sehr zufrieden bin.“

„Werde nicht verfehlen, gnädiges Fräulein,“ antwortete das Mädchen. „Wenn Sie einen Blick in die Rechnung werfen wollen, sie ist quittirt; ich soll den Betrag mitbringen.“

Hella entfaltete das Papier.

„Das ist nicht nur die Rechnung für die Ballschuhe, sondern der ganze rückständige Betrag. Ich bin auf so viel nicht vorgesehen."

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein" — das Mädchen war noch nicht lange im Geschäft und noch etwas blöde — „es ist nicht meine Schuld, aber Herr Belluano sagte, ich muß die Schuhe wiederbringen oder das Geld."

„So seien Sie doch klug, liebes Kind," sagte Hella, „ich brauche die Schuhe, soll ich sie vielleicht wieder ausziehen?"

„Wenn ich das Geld nicht mit nach Haus bringe," klagte das Mädchen, „soll es mir von meinem Lohn abgezogen werden."

Wanda hatte die Verhandlung ruhig verfolgt. Ihr Gesicht röthete sich.

„Ziehe die Schuhe aus, Schwester Hella," rief sie erregt, „ziehe sie gleich aus!"

„Du schweigst," herrschte Curt die Schwester an, „in was mischst Du Dich! Laß mich mit dem Mädchen reden," sagte er zu Hella.

„Kommen Sie einmal hierher, liebes Fräuleinchen," wandte er sich zu dem Mädchen und zog sie in die Fensternische. „Nehmen Sie doch Vernunft an. Morgen komme ich zu Herrn Belluano und bezahle die ganze Rechnung. Sie werden doch keinen Skandal machen

wollen in diesem Hause, ein so nettes Kind." Und er faßte sie schmeichelnd am Kinn.

„Aber ich kann ja nicht anders," sagte das Mädchen, sich ihm halb weinend entziehend. „Es ist mir doch so streng aufgetragen."

„Nun wohl, wenn es denn sein muß," sagte Curt und zog eine Portefeuille aus der Tasche. Er nahm ein Papier heraus und hielt es dem Mädchen so hin, daß es darauf die Zahl tausend Mark lesen konnte.

„Gut, wenn Sie es haben wollen, so wechseln Sie mir diese Note."

„Wie sollte ich das können!" klagte das Mädchen. „Auf tausend Mark wechseln, das ist ja unmöglich."

„Unerträglich ist das," rief Curt. Sie wollen nicht warten, und können nicht wechseln. So bitte ich Sie, das Zimmer augenblicklich zu verlassen, ich werde mich bei Herrn Belluano über Sie beschweren."

Damit schob er das verdutzte Mädchen zur Thür hinaus, das sich mit gesenktem Haupte entfernte.

Hella eilte auf Curt zu.

„Du hast also doch Geld, Curt, gieb her — ich flehe Dich darum."

Curt lachte.

„Ein alter Trik," sagte er, „eine Tausendmarknote von einer Gratulationskarte auf Neujahr. Ich

dachte nicht, daß noch Jemand darauf hereinfallen würde.“

„Pfui,“ rief Wanda, der nichts entging. „Ihr habt das Mädchen überlistet, betrogen habt Ihr sie, das ist ja noch schlimmer als Diebstahl.“

Und entrüstet verließ sie das Zimmer.

„Wanda, Wanda, so höre doch,“ rief ihr Hella nach.

Aber Wanda drehte sich nicht um.

„Das ist ja ein wahres Enfant terrible,“ rief Curt, „das fehlte uns gerade noch.“

„Aerger als Diebstahl, so sagt sie,“ sprach Hella nach einigen Augenblicken mit tonloser Stimme, wie aus einem Traum erwachend. „Sie hatte Recht. Es ist schrecklich, aber es soll und muß aufhören.“

„Hättest Du doch dafür gesorgt,“ brummte Curt, „daß wir den Proceß über den Schmuck nicht verloren. So was konnte nur uns passiren. Natürlich hatten wir den bummeligsten Advocaten.“

„Wärest Du ein Mann gewesen,“ sagte Hella, „so hättest Du unser Recht vertheidigt. Doch genug davon.“

„Ich habe eine Zusammenkunft auf dem Bahnhof,“ fuhr sie fort, „keine sehr angenehme mit Herrn Lackmayer. Du kannst Dir wohl denken, warum, und wirst keine große Lust haben, Theil zu nehmen?“

„Ich danke, es ist in guten Händen," antwortete Curt.

„Von Dir habe ich nichts Anderes erwartet. Dazu bin ich gut genug," seufzte Hella.

Der Omnibus hielt auf der großen Straße.

„Fahr' nur voraus," rief Curt, „ich komme nach."

Hella nahm kurzen Abschied von der Mutter und stieg in den Omnibus.

Die Aufwartefrau folgte mit einem Packet und einer Reisetasche mit den nothwendigsten Kleidungsstücken. Denn Hella wollte, der Einladung von Lizzy Reßmann folgend, auch die Nacht bei ihr verbringen und erst den folgenden Tag nach Wannsee zurückkehren.

IV.

Im Bahnhof.

Der Omnibus rollte über die Landstraße der Bahnstation zu.

Hella und die Aufwartefrau waren die einzigen Fahrgäste.

Hella zog sich hinten nach der Ecke. Vorne am Schlag saß die Aufwartefrau, als fühle sie, daß sie so sehr wie möglich verschwinden müsse. Sie hatte etwas Brot unter dem Mantel stecken, brach davon von Zeit zu Zeit ein Stück ab und schob es so verstohlen wie möglich in den Mund, dann kaute sie es, breit und behaglich.

Hella folgte jeder Bewegung der Frau, Alles war ihr gelegen und erwünscht, was sie von ihren Gedanken abziehen konnte.

Und doch wie gewöhnlich, wie niedrig war diese ganze Erscheinung. Wie contrastirte diese Fahrt im

Omnibus nach der Station mit der Art, wie sie sonst zu Gesellschaften gefahren war.

Der Stadtwagen hatte dann unten gewartet, bis die Toilette ausführlich und behaglich zu Ende geführt war. Noch einen letzten Blick in den Spiegel, das Kammermädchen warf ihr den Pelzmantel über, der Diener öffnete die Thür, sprang vor ihr die Treppe hinunter, um den Schlag zu öffnen. Sie schwang sich in den Wagen, die Pferde zogen an, in wenigen Minuten war sie zur Stelle. Immer unter den Letzten, das war man von Hella von Olzen nicht anders gewöhnt.

Alles das galt ihr als selbstverständlich.

Und jetzt!

Noch im hellen Sonnenschein auf der Landstraße in dem Omnibus, der nach dem Schuppen roch, in dem er gestanden hatte, nach den Menschen, die vor Kurzem darin gesessen hatten — eine Mischung von Tabak und dem unvertilgbaren Modergeruch der Wintermäntel aus Bauernschränken.

Der Pelzmantel war noch derselbe, den sie sonst getragen, der deckte ihren ganzen Anzug. Aber erst im Omnibus kam es ihr zum Bewußtsein, wie wenig die seidene Kapuze, die sie rasch überzogen hatte, in die Tageszeit passe. Sie hätte doch ihren Hut wenigstens aufsetzen sollen.

Was würden ihre Freundinnen gesagt haben, hätten sie sie so gesehen. Sie zuckte die Achseln und verzog spöttisch den Mund — als ahmte sie nach, was sie vor sich sähe.

Wie schal kam ihr jetzt ihr Leben vor, wie öde, wie unerträglich. Nach allen Richtungen wandten sich ihre Gedanken; aber überall begegneten sie bald einer Schranke, auf der wie mit glühender Schrift das Wort ‚Geld‘ glitzerte.

Geld, Geld, Geld — das Wort war ihr in die Seele gegraben, wie hineingehämmert war es. Damit wachte sie auf, das wiederholte ihr jede Stunde des Tages. Damit legte sie sich zur Ruhe, und wenn sie des Nachts aus dem Schlafe auffuhr, dann war es wieder das Wort Geld, das sich wie ein gespenstiges Ungeheuer auf sie stürzte und ihr alle andern Gedanken aussaugte.

An sie wandten sich ja Alle darum, Frau von Olzen, Curt, die Köchin, die Aufwärterin, die Lieferanten mit ihren Rechnungen, die Geschäftsleute, von denen sie Vorschüsse erhalten hatte. Und jetzt präsentirte sich ihr Verlöbniß, die Verheirathung, der sie entgegenging gleichfalls als eine neue Anforderung nach Geld.

Eine Ausstattung mußte doch die junge Frau in das Haus bringen, wenigstens einen Trousseau, das ist

nicht anders, das ist nicht zu umgehen. Aber woher das Geld nehmen?

Lackmayer, in Firma Lackmayer und Reesen, Colonial- und Delicatessengeschäft in der Potsdamerstraße, ihr Hauptlieferant und einer ihrer stärksten Gläubiger, hatte Hella, wie er sich in einem parfümirten Briefchen ausdrückte, um die Ehre einer Unterredung auf der Bahnstation gebeten. Das war Hella sehr recht gekommen. Vielleicht gelingt es ihr, ein neues Darlehn zu erhalten. Jedenfalls wird er ihr die verfallene Schuld prolongiren, ein so höflicher, gentlemanliker Mann — aber sie fühlte schon im Voraus, was es sie an Versprechungen kosten wird, von denen sie weiß, daß sie sie nicht halten kann, an Bitten und Demüthigungen.

Und ein neuer Ekel überkam sie.

Sie sah nach dem See.

Wie Silber glänzte die Eismasse in der sinkenden Sonne. Dort, wo das freie Wasser an die Eisgrenze heranschlug, blitzte es in den Wellen wie Goldfunken.

Silber und Gold! Wer darin herumwühlen könnte mit beiden Händen, die Arme tief hineingetaucht bis an die Schultern.

Oder wenn sie darin läge, wo das Wasser so blau und golden blinkt. Ganz ruhig, für immer.

Aber das Wasser behält ja den Körper nicht. Sie hat selbst eine Ertrunkene gesehen, wie sie an das Land gespült dalag, der Leib in grotesker Weise aufgeschwollen, das Gesicht gräulich verzerrt, die Finger von Kerbfischen angefressen. Und so etwas sollte aus ihr werden; sie betrachtete ihre feinen spitzen Finger. Unmöglich.

Und dann: sie glaubt an kein Ende. Der Begriff des Unendlichen ist mit ihrem Wesen verwachsen, das Schicksal ist unentrinnbar. Das wenigstens ist ihr von ihrer Religion geblieben, wenn auch die milden tröstlichen Seiten sich unter der Bitterkeit ihres Lebenskampfes verflüchtigt haben.

So muß es denn doch Lackmayer sein.

Ehe der Omnibus den Bahnhof erreichte, zog Hella aus ihrer Tasche eine kleine Miniaturphotographie, das Bild ihres Bräutigams Fritz Vollborn, in dem Format, wie man es in Medaillons trägt.

Der Blick zeigte einfache offene Züge, die Conturen des Gesichts haben etwas Eckiges, die Stirn kurz, kräftig und stark hervortretend, der Mund ist freundlich geöffnet, der Ausdruck der Augen gewinnend.

„Sein Blick ist gut,“ sagte sich Hella. Aber auch an den Anderen habe ich geglaubt, bis er mich verrathen hat“ . . .

„Pfui welcher Gedanke, weg mit ihm!“ rief sich Hella zu.

Sie drückte das Bild an die Lippen, als wolle sie in der Berührung Trost und Beruhigung suchen.

Er hatte sie gebeten, für das Bild ein Medaillon auszuwählen und es zu tragen. Er traue seinem Geschmack nicht. Erst heute Morgen war das Bild angekommen, und sie hatte sich vorgenommen, bei erster Gelegenheit das Medaillon zu kaufen.

Sie behielt das Bild in der Hand.

Fast wie ein Spieler seinen Fetisch, mit dem er unter allen Umständen zu gewinnen hofft, so betrachtete sie das Portrait.

In dem Stationsgebäude war es ganz still. Niemand in der Vorhalle als Hella, die am Schalter ihre Karte löste.

Sie öffnete den Wartesaal zweiter Klasse. Er war leer.

Dann wandte sie sich zu dem Wartesaal der letzten Klassen.

Der Stromer saß drin. Schließlich hatte er doch wohl noch ein Geschäft gemacht. Vor ihm auf dem Tisch lag ein Papier mit Wurst und Brod, an dem er mit seinem Messer herumschnitt. Ein Glas Bier und ein leeres Schnapsglas standen daneben. Es war

ihm offenbar behaglich in dem warmen Raum, nach der Tagesleistung im schneidenden Ostwind.

Hella fuhr es durch den Sinn, der speisende Mann ist wohl glücklich.

Der Stromer schaute sie mit einem pfiffigen, schmunzelnden Blick an, als wolle er sagen: so ein schönes Frauenzimmerchen hat es doch gut auf der Welt.

„Suchen Sie Jemand, Fräuleinchen?“ sagte der Stromer, Hellas forschenden Blick auffangend. „Ich werde es wohl nicht sein. Aber da im Cabinet ist ein Mosje, mit dem mögen Sie es wohl haben.“ Zwischen dem erstklassigen und letztklassigen Wartesaal befindet sich, neben dem Büffet, das die beiden Säle scheidet, noch ein abgegrenzter Raum, ein Cabinet, wo feinere Leute für sich ihre Mahlzeiten verzehren können.

An die Thür des Cabinets trat, durch das Gespräch aufmerksam geworden, ein Mann im Jagdkostüm.

„Wenn Sie sich hereinbemühen wollen, gnädiges Fräulein,“ rief er.

Es war Herr Lackmayer.

Das Geschäft Lackmayer und Reesen in der Potsdamerstraße war ein sehr blühendes, es beruhte auf durch Erfahrung erprobten Grundsätzen.

In ihm vertrat Herr Lackmayer das Geniale, Herr Reesen die bürgerliche Respectabilität. In ihren Büchern befanden sich eine lange Reihe hochklingender Namen. Seit dem verflossenen Jahre weist das Adreßbuch im Häuserverzeichniß bei Meldung der Wohnung der Firma das bedeutsame E auf, das Eigenthümer heißt, und das Conto bei ihrer Bank steht sehr zu ihrem Vortheil.

Lackmayer hatte seine geschäftliche Laufbahn als fliegender Wildprethändler begonnen. Es bedarf keines weittragenden Gedächtnisses, um sich zu erinnern, wie er auf einem improvisirten Stand unter dem Gerümpel des Lützowplatzes seine Waare auslegte. Alle feineren Köchinnen kauften mit Vorliebe bei dem hübschen jungen Manne mit den zuvorkommenden Manieren. Auch verstand er sich sehr gut auf sein Geschäft. War er doch der Sohn eines Forstläufers und hatte seine officielle Jagdthätigkeit als Treiberjunge bei den Jagden im Grunewald in rother Jacke mit vorschriftsmäßig bloßen Füßen begonnen. Mit Flinte und Wildfallen wußte er auch für eigene Rechnung schon früh Bescheid.

Zuerst beschränkte er sich auf Gelegenheitskäufe und Käufe aus zweiter Hand. Bald wurde er aber regelmäßiger Unternehmer, an den das erlegte Wild abgeliefert wurde. Mit Jagdeigenthümern und Jagd-

pächtern kam er in Verkehr, und es zeigte sich, daß er auch zu anderen Geschäften brauchbar war, bei denen man eines gewandten und eifrigen Mannes bedurfte.

Im Placiren von Wechseln und Auftreiben von Darlehen bewies er besonderes Talent, bis ihm seine wachsenden Mittel gestatteten, in dieser vortheilhaften, gewinnbringenden Branche auf eigene Hand zu arbeiten.

Zu jener Zeit associirte er sich mit seinem jetzigen Compagnon Reesen, der ein kleines Colonial- und Delicatessengeschäft betrieb. Gemeinschaftlich richteten sie ein Colonial- und Delicatessengeschäft mit einer Probirstube ein.

In dieser Probirstube fanden Lackmayers Jagdfreunde und Kunden Gelegenheit, ihre Geldgeschäfte zu machen. Als unscheinbarer Theilnehmer fand er sich hier und da bei Jagden ein, und die Jagdeigner verloren dabei nichts. Denn sein Schuß war sicher. Sein großer Tag war, als er bei einem aristokratischen Jagdfrühstück, wozu er die Delicatessen und Weine auf Credit geliefert hatte, assistiren durfte. Sein Benehmen war bescheiden und reservirt, ohne servil zu sein: er gab ein Wort in die etwas dürftige Unterhaltung, das viel belacht wurde, und als er hernach aus Mangel an anderen Theilnehmern zu einem kleinen Jeu zugelassen wurde, verlor er sein Geld mit so

viel Anstand, daß man ihm das nächste Mal schon Revanche schuldig war. Er war hier und da schon bei Jagden als Banquier förmlich vorgestellt worden; aber er übertrieb nichts und wartete seine Zeit ab.

Das Delicatessengeschäft prosperirte dabei nicht weniger. Todtsichere Abnehmer für alle abgängigen Waaren, dieses Kreuz der Delicatessengeschäfte, waren die Kunden, die Credit bei ihm hatten und auf seine Nachsicht rechnen mußten. Sie erhielten von Zeit zu Zeit umfangreiche Sendungen mit ungemein höflichem Schreiben, worin es hieß, daß die Firma, ihre Einwilligung unterstellend, ihnen die Waaren als besonders preiswürdig sende. Es gab wenig Beispiele, daß solche Sendungen zurückgekommen waren.

Der selige Geheime Rath von Olzen war einer der ersten Kunden von Lackmayer gewesen; dieser wußte die Stärken und Schwächen des Haushaltes so gut auszukunden, daß er stets zur Stelle war, wenn Mittel flüssig wurden. Auch mit der verwittweten Frau von Olzen war er in reger Geschäftsverbindung geblieben; namentlich aber war es Curt von Olzen, der sich den bequemen Pump, den er bei Lackmayer und Reesen fand, zu Nutzen machte. Von dort bezog er die Cigarren und die feinen Liqueure, wegen deren er bei allen seinen Kameraden bekannt war, von dort

auch manches kleine Darlehen. Die Familie von Olzen entnahm gleichfalls ihren Haushaltsbedarf bei der bewährten Firma. Das Alles summirte sich, nach Abzug der Abschlagszahlungen ausweislich der uncontrolirbaren Bücher Lackmayers auf die runde Summe von dreitausend Mark. Noch ehe die Olzen erfahren hatten, daß der Proceß wegen des Schmuckes definitiv für sie verloren sei, wußte dies Lackmayer. Er beeilte sich, von Curt gelegentlich des Gebens eines neuen Credits einen Wechsel über den gesammten Betrag ausstellen zu lassen. Lackmayer verlangte die Unterschrift der Frau von Olzen auf dem Wechsel. Es war Curt nicht schwer, diese zu erhalten, er erklärte Frau von Olzen, es handle sich um ihre Einwilligung zu dem Credit, der Curt gewährt werden solle.

Wie sollte Frau von Olzen ihrem Sohne dies abschlagen!

Nach einiger Zeit war der Wechsel fällig. Lackmayer und Reesen klagten ihn gegen Frau von Olzen ein. Hella war zu dieser Zeit schon so weit, daß sie alle Geschäftspapiere, die ihr abgegeben wurden, uneröffnet in eine große Schublade steckte. Wie durch einen Zufall erfuhr sie, daß Frau von Olzen verurtheilt war, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden den Betrag von 3300 Mark mit Zinsen und Kosten

bei Meidung alsbaldiger Pfändung an die Firma Lackmayer und Reesen zu zahlen.

Curt hatte gesucht die besorgte Hella zu beruhigen. Zum Aeußersten werde es gewiß nicht kommen, er werde schon Mittel finden, die Schuld zu bezahlen. Auch hatte Lackmayer sich ganz ruhig verhalten, bis er in der letzten Zeit auf Bekanntmachung der Verlobung Hellas mit Fritz Vollborn sich wieder meldete. Er brachte die Erledigung der alten Schulden in dringende Erinnerung, bat aber gleichzeitig um gefällige Berücksichtigung seiner Firma bei den etwa bevorstehenden Hochzeitsfestlichkeiten. Die Firma vermied es so sehr wie möglich, sich durch irgend einen Eclat in das Gerede zu bringen, sie vollzog ihre Operationen in aller Stille, und die Verlobung Hellas betrachtete sie von dem Gesichtspunkt eines Geldzuflusses in die Familie Olzen. Davon galt es denn auch den geeigneten Nutzen zu ziehen.

So hatte Lackmayer denn das Rendezvous mit Hella auf dem Bahnhofe arrangirt und war pünktlich zu demselben eingetroffen.

Lackmayer hatte sich eine Art von Offiziersanstand beigelegt. Er grüßte Hella mit einem tiefen, militärisch abgezirkelten Gruß, er äußerte sich beglückt über die Gefälligkeit Hellas, so pünktlich zu erscheinen.

„Ich habe nur ein paar Minuten Zeit, bin zu einer Jagdpartie bei dem Grafen von Nauen geladen und darf die Jagdgesellschaft nicht versäumen, sonst versäume ich den Anschluß und kann auf der Station sitzen bleiben.“

Lackmayer übertrieb etwas. Es war kein Graf, lediglich ein Berliner Großschlächter, der ihn zur Jagdpartie eingeladen hatte, und die Theilnehmer waren meist Schlächter und Bierverleger, daneben auch einige pensionirte Offiziere. Aber er nahm sich das nicht weiter übel.

„Meine ehrerbietigsten Glückwünsche zu Ihrer Verlobung, gnädiges Fräulein,“ so fuhr er fort. „Sie werden gewiß jetzt die Mittel finden, unsere schwebende Angelegenheit zu ordnen.“

„Leider nein.“

„Dann wenigstens eine Abschlagszahlung zur Hälfte?“

„Im Gegentheil,“ sagte Hella, „ich bin in größerer Verlegenheit als früher. Ich muß Sie bitten, uns noch einen weiteren Vorschuß zu geben.“

„Das kann vielleicht geschehen,“ sagte Lackmayer in einem ermunternden Tone. „Es handelt sich nur um die Façon, die man dem Geschäft giebt.“

„Ich werde Ihnen sehr verbunden sein," sprach Hella, die ganz unvermuthet so viel Entgegenkommen fand. „Was fordern Sie von mir? Ich brauche dringend zweitausend Mark."

„Ich werde den verfallenen Wechsel prolongiren und einen neuen Vorschuß geben, wenn Sie mir einen von Ihnen auf Ihren Verlobten gezogenen Wechsel unterschreiben. Ich habe das Formular und das Geld hier. Entschließen Sie sich, ich habe wenig Zeit, zu warten."

Wirklich gab das Läutewerk schon das Signal, daß der Zug die letzte Station verlassen hatte.

„Fordern Sie alles Andere — nur das nicht," rief Hella bestürzt über diese Zumuthung.

„Ist das Ihr fester Entschluß?"

„Es ist mein letztes Wort."

„Dann muß das meine durch den Gerichtsvollzieher gesprochen werden. Noch einmal, Ja oder Nein?"

„Nein," rief Hella, „nein. O, bleiben Sie doch, hören Sie mich."

„Bedaure wirklich, habe keinen Augenblick zu versäumen, der Zug ist schon beim Einfahren. Mögen Sie Ihre Weigerung nicht bereuen. Habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Damit war er aus dem Wartesaal auf den Bahnsteig geeilt.

Einige Herren von der Jagdgesellschaft riefen aus dem Coupé: „Hierher, Lackmayer, rasch.“

„Lackmayé, Lackmayé, mit dem großen Portemonnaie,“ rief ein anderer.

Unter Halloh der Gesellschaft stieg Lackmayer, durch diesen Empfang geschmeichelt, ein.

Hella sah dem Zug mit Bestürzung nach. Sie streckte unwillkürlich die Hände aus, wie um ihn festzuhalten.

Da entfiel ihr das Bild, das sie bis jetzt in der Hand gehalten.

Sie hob es auf und, ohne es weiter zu betrachten, schob sie es in die Tasche.

V.

Auf der Fahrt.

Wer selten auf dem Bahnhofe von Wannsee verkehrt, dem wird es dort noch immer zu Muthe wie bei dem Gang über ein altes Schlachtfeld, wenn er sich jenes schauerlichsten aller Eisenbahnunglücke erinnert, bei dem die in die vergitterten Waggons Eingesperrten angesichts der zur Hilfeleistung herandrängenden Menge, angesichts von Freunden und Angehörigen erstickten und verbrannten.

Dem Gewohnheitsfahrgast verflüchtigt sich diese Erinnerung. Sie kommt ihm höchstens ins Gedächtniß, wenn er die heutigen bequemen, schönen, sicheren Einrichtungen des Bahnhofs mit jenen zur Zeit des Unglücks vergleicht.

Von Katastrophe zu Katastrophe geht der Fortschritt; gedankenlos, sorglos wird ein unhaltbarer Zustand weitergeschleppt. Ein Anstoß von außen,

er bricht zusammen, und eine neue Ordnung erhebt sich. . . .

Vor diesen Betrachtungen war Curt von Olzen allerdings vollständig sicher, als er die breiten, hellen Gewölbe durchschritt, die unter der Fernbahn zu den Stadtbahngleisen führen. Er liebte zwar auch, auf seine Weise zu philosophiren, aber er hielt sich mehr an's Praktische. Aergerlich warf er, von dem Stationsvorsteher gemahnt, die Cigarre weg, als er mit Hella das Coupé bestieg. Die Aufwartefrau schob Carton und Reisetasche in den Waggon. Dann widmete sie sich ganz der Betrachtung des Zuges.

Es war ihr schon eine kostbare Abwechselung in der Einförmigkeit ihres Daseins, einen Zug fahren zu sehen.

Die beiden Geschwister waren allein in dem Coupé.

„Du willst die Nacht in Berlin bleiben?" sagte Curt.

„Cousine Lizzy hat mich eingeladen, bei ihr zu übernachten."

„Und wann kommst Du zurück?"

„Morgen. Ich kann nur am Abend reisen, ich fahre ja wie ein Nachtfalter," sagte Hella mit einem Blick auf ihren Anzug.

„Ich habe ein Gefühl," fuhr sie fort, „als hätte ich nicht zu Lizzy gehen sollen. Es ist eine Falschheit

von mir, daß ich es thue. Ich kann es ihr nicht verzeihen, daß sie uns den Schmuck abprocessirt hat. Mama hat das ganz richtig gesagt. Und jetzt soll ich noch Freundschaft zu ihr heucheln! Noch nicht einmal Respect fühle ich!"

„Das ist ein sonderbarer Scrupel," erwiderte Curt. „Wenn man nur zu den Leuten gehen sollte, die man gern hat, oder vor denen man gar Respect hat, da könnte man viel zu Hause bleiben. Im Gegentheil — es ist sehr klug, daß Du gehst — Du zeigst, daß Du Dir aus dem Verluste des Processes nichts machst. Das hebt unsern Credit. Diese Lizzy ist eine verflucht kluge Frau — sie hält das Ihrige zusammen, das hat sie von ihrem Simon Lobenstein. Und vielleicht stoßen wir ihr doch noch etwas ab. Das wäre ein Hauptscherz. Ich sage Dir, Hella, das mußt Du probiren. Auf die Familie hält Lizzy doch große Stücke. Und dann ist der Reßman. Von dem kann man etwas lernen. Ein ganzes Studium ist der Mann. Er hat es hinter den Ohren. Scharf und spitz wie ein Stoßdegen."

Als wolle sie das Gespräch gerade von diesem Punkte ablenken, zog Hella aus der Reisetasche einen Brief hervor, den sie am Morgen von ihrem Bräutigam erhalten und nur erst flüchtig gelesen hatte. Sie

wandte sich zu ihm wie zu einer letzten Zuflucht gegen die sie bedrängenden Gedanken. Das Papier war großen Formats. Die Zeilen rückten sonst in seinen Briefen von dem breiten Rand, der regelmäßig gelassen war, kerzengerade ab wie ein Zug im Paradeschritt. Die Buchstaben klein und eckig, schulgemäß correct.

Heute war doch eine besondere Bewegung darin, manchmal wirbelten Zeilen und Buchstaben durcheinander, als wenn sich die Schaar zum Gefecht aufgelöst hätte. Dann war wieder Alles in die feste militärische Ordnung gestellt.

Hella las für sich:

Coblenz, 5. März 18 . .

Mein einziggeliebtes, theures Mädchen,

Meine angebetete, süße Hella!

Vielleicht nur noch vierundzwanzig Stunden, und ich liege zu Deinen Füßen, in Deinen Armen! In verzweifelter Ungeduld erwarte ich die Meldung, ob Lieutenant Sperber wieder Dienst thun kann. Kann er es, so hat mir der Oberst zwei Tage Urlaub bewilligt. Und wenn irgend möglich, wird Sperber es zwingen, denn er ist mein Freund.

Ich schreibe diesen Brief, um mich über die Ungeduld hinwegzubringen, die mich verzehrt. Denn bald hoffe ich Dir Alles, Alles selbst sagen zu können, Du

mein einziges Leben. Wenn ich Dich erst habe, Du meine Hoffnung, Du mein Alles! Ich habe schon eine Wohnung in Aussicht, fünf Zimmer, alle nach vorn heraus, die jetzt der Hauptmann Berekowski bewohnt, der am ersten April abgeht, nicht zu theuer. Was für ein herrliches Nestchen werden wir uns da machen! Da wird es keine Trennung geben, immer, immer sind wir bei einander. O Wonne, nicht auszudenken! Da fällt mir ein, was für ein Egoist ich bin, ich spreche von mir — und Du, Du Süßeste, Holdeste, mußt Dich um Möbel und Ausstattung quälen! Wie gern möchte ich Dir dabei helfen, für Dich springen, laufen, mich von Dir hin- und herschicken lassen. Die Kameraden hier haben meist Nußbaum. Wie wäre es mit schwerem, eingebeiztem Eichenholz? Gleichviel, was aus Deiner Hand kommt, wird mir theuer sein.

Die Möbel für mein Zimmer stelle ich, es wird auch das Rauchzimmer sein. Sie werden Dir gewiß gefallen; Alles fein eichen geschnitzt. Dann habe ich noch allerlei Kleinigkeiten, die mir unaussprechlich theuer sind. Ich habe sie in den drei Jahren, seit ich in Dich sterblich verliebt bin, Stück für Stück in dem Gedanken gekauft — lache nicht — an unsere künftige Haushaltung! Wenn ich was recht bezaubernd Schönes,

Elegantes gefunden habe, so habe ich gedacht, das mußt Du haben, das paßt zu meiner Hella. Mir ist das Alles durch die Erinnerung an Dich wie geweiht.

Du wolltest zwar nie etwas merken, wie ich vor Liebe und Sehnsucht nach Dir verging, Du liebes, böses Mädchen. Aber ich habe ausgehalten. Denn wenn ich einmal halte, dann halte ich fest, und jetzt wird uns nichts, nichts mehr trennen.

Von daheim in Düren höre ich, daß sich die Leute noch immer viel Mühe geben, um uns — es ist zum Lachen — aus einander zu bringen. Böse Zungen machen sich an die Arbeit. Doch es ist zu durchsichtig. Die Schneiders können es nicht überwinden, daß ich nicht ihre Josepha zum Altare führe, wie dies zwischen Vettern und Basen so schön ausgemacht war. Selbst die Ausstattung und die Mitgift war schon besprochen. Sie lassen sich von Berlin allerlei berichten und tragen es herum.

Bei meiner Mutter aber richten sie nichts aus, sie hat Dich schon ganz in ihr Herz geschlossen, als meine Erwählte, seitdem Du der Guten ihren Lieblingswunsch bezüglich der katholischen Trauung und der Erziehung der Kinder — o hätten wir sie schon — in unserer katholischen Religion zugesagt hast. Auch der Kaplan hat sich beruhigt. Wie wird es erst sein, wenn

die liebe Mutter Dich persönlich kennt. Sie wird Dich nicht minder lieben als ich, wenn das möglich wäre.

Wie herrlich wirst Du nicht morgen Abend bei Reßmanns sein, wie elegant. Wenn ich nicht dabei sein sollte — es könnte mich verrückt machen. Auf dem Balle des Wiesbadener Casino, wo Du das beglückende Jawort gabst — wie eine Göttin sahst Du aus! — wie stand Dir das rosa Crepekleid anbetungswürdig. Alle verschwanden neben Dir.

Hier sind Alle furchtbar auf Dich neugierig. Man hat schon so viel von Dir gehört. Der Ruf Deiner Schönheit, Eleganz, Liebenswürdigkeit, wie er hier verbreitet ist, macht schon unsere Damen ganz neidisch. Ich glaube, sie bereiten sich heimlich vor, nicht allzu stark von Dir überstrahlt zu werden. Frau von Bansen läßt sich alle ihre Toiletten von Paris kommen, aber mit Dir sich messen! Unsinn! Das kann sie doch nicht.

Du steckst wohl jetzt tief in den Toilettensorgen. Wir reiten zusammen aus — nicht wahr — da mußt Du ein Reitkleid haben. Für das Bootfahren, das hier ein großer Sport ist, bringst Du gewiß ein entzückendes Phantasiecostüm von Wannsee mit — eine Havelfee am Rhein. In Düren und Köln werden

wir viel eingeladen werden, da üben die Damen scharfe Kritik an einander. Du wirst sie Alle besiegen. Wie Du aussehen kannst, sieht noch nicht eine aus. Nicht eine. .

Ich schicke die kleine Photographie voraus für ein Medaillon. Gieb ihr einen Kuß, als wäre es das Original, ich werde es in allen Gliedern spüren, wenn der Kuß fällt. O, wäre ich es selber, ich habe nur an Dich gedacht, wie ich vor dem Kasten saß, und an Deine göttlichen Züge. Ich bitte Dich, das Medaillon von mir anzunehmen und es selbst in Berlin auszuwählen, so daß es in jeder Weise zu Eurem Familienschmuck paßt. A propos, wie steht es mit Eurem Proceß? Habt Ihr ihn schon definitiv gewonnen?

Jedenfalls sehe ich aus der Einladung zu Cousine Reßmann, daß Ihr wieder ganz einig seid. Das ist mir lieb für Dich, mein süßes, gutes Mädchen, denn ich weiß es noch, wie sehr Dich die Sache betrübt hat. Es ist nichts Peinlicheres als Zwist unter den Verwandten.

Wenn ich jetzt bei Dir säße und nur Deine süße Stimme hörte, dann wäre mir so wohl. Du bist so klug, so gebildet, so gut! Ja, in Allem so weit über mir — ich sehe zu Dir hinauf wie zu einem Heiligenbild. Daß Du mich doch genommen hast! Es ist

mir immer noch beinahe unglaublich. Ich kann für Alles das nichts bieten als ein Herz, aber treu und voll, und für immer im Glück und Unglück, in Leid und Freud. Denn was heißt treu sein — als Alles mit der Geliebten tragen, Alles, Alles. Darum ist in unserer Kirche auch die Ehe unlösbar; es mag kommen, was will, und das gefällt mir so gut. Die Palzews sind ein Jahr, nachdem sie sich verheirathet hatten, wieder auseinander gegangen. Das hat mich geradezu empört!

Ich weiß eigentlich gar nicht, wie ich auf solche Gedanken komme. Eben sagt mein Bursche, es sei Zeit in die Kaserne! es ist gar nicht zu sagen, wie wir uns im Dienste schuften müssen.

Auf dem Papier gehen tausend Küsse, tausendmal tausend an Dich. So viel davon, als ich kann, werde ich mir in Berlin von Dir wiedergeben lassen! Willst Du? Wie selig werde ich sein! Der lieben Mama, Herrn Curt und dem kleinen Fräulein Wanda, die ein goldiges Ding sein muß, kindliche und geschwisterliche Grüße.

Und Du! Dir kann ich ja gar nichts von mir schicken, denn Du hast Alles, Alles. Behalte mich lieb.

Dein Fritz Vollborn.

Ich kann Alles nicht so ausdrücken, wie ich's fühle. Aber Dein, Dein, Dein!

Nachschrift. Ich bringe einen Vetter von mir, einen Berliner Rechtsanwalt, mit zu Reßmanns, damit meine Familie doch auch vertreten ist. Bekomme ich den Urlaub, so treffe ich um sechs Uhr in Berlin ein und fahre gleich zu Reßmanns. Jedenfalls findest Du, wenn Du aus Wannsee hinkommst, dort ein Telegramm von mir. Auf bald und immer

Der Deine!!

Es war so viel Liebe, so viel unbedingte Hingabe in diesem Brief. Aber er schien Hella aus einer ganz anderen Welt zu stammen. Und dann die Fragen, die er über die Ausstattung und Toiletten aufwarf, rissen sie wieder in ihre Sorgen und Kümmernisse hinein. Auch nicht das Mindeste ahnt er, sagte sie sich.

Die Begegnung mit Lackmayer wühlte in ihr. Vergebens hatte sie sich vor ihm gedemüthigt!

Eine Scene hatte sie im Bahnhofe aufgeführt! . . .

Curt war nicht auf das Hören einer unangenehmen Wahrheit erpicht. Er wartete, bis Hella ihren Brief gelesen. Dann würde sie wohl schon von selbst mit ihren Mittheilungen über ihre Verhandlung mit Lackmayer beginnen.

Allein Hella sah nur mit finsteren Blicken und zusammengepreßten Lippen auf die Kieferwaldungen, zwischen deren grauem Grün der Zug dahin schoß.

Endlich brach Curt das Schweigen.

„Du brauchst mir nichts zu sagen, ich sehe Dir an, der Schuft hat abgelehnt."

„Ja, das hat er; noch mehr, er hat mich mit seinen Zumuthungen beschimpft," antwortete Hella.

„Wie das?" fuhr Curt auf.

„Er muthete mir zu, einen Wechsel auf Fritz Vollborn zu ziehen."

„Das ist stark, ich gestehe es," rief Curt — „jedenfalls für Dich zu stark — aber was der Mensch für Einfälle hat! Am Tag nach der Hochzeit wird der Wechsel präsentirt, da muß der beglückte junge Ehemann natürlich zahlen. Er ist ein bischen provinziell, Dein Bräutigam, aber ein guter Kerl. Ich wette, er zahlt, ohne zu zucken."

„Eine Infamie! Willst Du sie mir auch zumuthen? Sie ist doch schrecklich, unsere Lage, sich so etwas bieten lassen zu müssen von einem Lackmayer! Ich bin nur eine Frau, Du, Du bist ein Mann, warum reißt Du uns nicht heraus?"

„Du hast gut reden," sagte Curt, „was soll ich beginnen?"

„Du hast studirt, mache Dein Examen.“

„Studirt habe ich leider,“ antwortete er, „und gar Jurisprudenz. Ein schöner Luxus für einen reichen Mann, für den Sohn eines mächtigen Geheimraths. Was soll ich damit machen! Nimm an, ich kaue das abgeschmackte Zeug noch einmal durch und bestehe mein Examen, so kann ich vier Jahre als Referendar hungern — nicht einmal das Papier, das ich verschreibe, bezahlt mir der Staat. Dann fang' ich an, als unbezahlter Assessor zu hungern. Wozu sich damit erst langweilen?“

„Und wo soll das Alles enden?“ fragte Hella.

„Aller Wahrscheinlichkeit nach in einem Spital in Ostafrika oder in einem Keller in Newyork. Dort finde ich unter allen Umständen Collegen.“

„Das ist ganz verzweifelt,“ rief sie.

„Siehst Du, man muß es machen,“ sagte Curt, „wie es Vetter Reßmann gemacht hat. Lobenstein stirbt, und Reßmann heirathet den Schatz mit Lobensteins Geld.“ Er sagte das in einem bewundernden Ton.

„Reßmann wollte verzweifeln, als sich Lizzy mit Lobenstein verheirathete,“ rief Hella.

„Er hat sich seitdem vollständig erholt. Ich habe ihm gesagt,“ meinte Curt „er solle mir zu einer ähn-

lichen Partie verhelfen, ich würde auch direct in's alte Testament hineinheirathen."

„Und Reßmann, was sagte er?" frug Hella.

„Er lachte. Seine Dummheiten mache man am besten allein. Da nehme man sie sich später am wenigsten übel.

„Eine Lehre will ich Dir geben," fügte er bei: „Wenn Du etwas in der Welt haben willst, lasse Niemand Deine Absicht merken. Namentlich wenn es eine Frau ist, die Du willst. Und die Frau selbst am wenigsten — bis Du sie hast."

„Eine gefährliche Lehre, sie sieht Reßmann ähnlich," sagte Hella nachdenklich, „wahr ist es, er hat ein fabelhaftes Glück bei den Frauen. Man sollte es kaum glauben. Er ist immer noch ein schöner Mann. Und wir Frauen — oder sag' ich lieber, es giebt Frauen die die Gefahr reizt."

„Wie die Motten das Licht — bis sie ihre Flügel verbrannt haben," meinte er.

Wieder einen Augenblick Pause.

„Also auch eine Jüdin würdest Du heirathen, wenn sie nur reich ist," sagte Hella, „ich dachte, Du wärest Antisemit!"

„Für so zurück wirst Du mich doch nicht halten," rief Curt spöttisch. „Weil ich den Radau mit machte?

Das war wegen des Radaus. Soll ich etwa Lackmayer seine Concurrenten weggraulen helfen, damit er uns allein rupfen kann? denke nicht daran. Und sage selbst, bin ich um einen Pfennig reicher, weil der Kneipwirth, der uns unser letztes Gut abknüpfte, in die Messe geht und nicht in die Synagoge? Nein, auf diesen Schwindel falle ich nicht herein. Ich habe es Cousine Lizzy auch gar nicht übel genommen, daß sie ihren Simon Lobenstein geheirathet hat. Wie hat er für sie gesorgt, und wie unser Papa für uns!"

„Du solltest nicht so von Papa sprechen," rief Hella.

„Ich constatire nur die Thatsachen. Sieh' diese Semiten, wie sie sich unter einander helfen und vorwärts schieben. Und uns läßt unsere eigene Cousine in der Noth stecken, processirt uns noch unsere Diamanten ab. Manchmal wünsch' ich wahrhaftig, ich wäre ein Semit. Und mit dem Blut, das ist Alles Unsinn. Es ist ausgemacht, seit Adam müssen wir Alle mit einander verwandt geworden sein."

„Also von unserem Adel hältst Du auch nichts? Das kommt ja beinahe auf Wanda heraus," sagte Hella.

„Versteh' mich recht," meinte Curt. „Mit Wanda ist das ein ganz anderer Fall. Ich bin ein Realist

und nehme das Leben, wie es liegt. Wanda hat man in ihrer Pension Schwärmereien in den Kopf gesetzt, mit denen die Spitzbuben heutzutage die harmlosen Gemüther rupfen."

„Sie hat vielleicht nur übertriebene moralische Vorstellungen," antwortete Hella. „Die Art, wie wir das Mädchen aus der Schuhfabrik hinausbrachten, hat sie erregt, sie sagt, das wäre einfach gelogen und Sünde."

„Backfischgerede," rief Curt. „Alle Moral ist conventionell. So ist es auch mit dem Lügen,"

„Wie meinst Du das?" frug Hella.

„Das ist doch sehr einfach," rief Curt, warum sollte das Lügen verboten sein? Im Orient, wo unsere Gesetze herkommen, hat jeder Mann die Wahl, ob er die Wahrheit sagen, oder ob er lieber lügen will; das ist sein Recht, das Recht auf die Lüge. Warum sollen wir das nicht auch haben? Laß doch die Anderen sich selbst heraussuchen, was sie für richtig halten wollen und was nicht. Warum soll ich sie zu meinem Schaden unterstützen? mein Wissen ihnen ausliefern?"

„Du sprachst von einem Recht auf die Lüge," sagte Hella, „und doch heißt es in den zehn Geboten ..."

„In den zehn Geboten, meine gelehrte Schwester,

heißt es, Du sollst kein falsches Zeugniß geben. Erst das Lügen vor Gericht ist verboten. Dazu war Moses viel zu klug, um seinen Leuten das Privatlügen verbieten zu wollen."

„Mit einer solchen Moral wird man weit kommen," sagte Hella.

„Was ist Moral? antwortete er, „Mode, Convention; es dreht sich Alles und es hat sich schon Vieles gedreht. Was gestern recht war, ist heute unrecht und umgekehrt. In der Religionsstunde hat man uns gelehrt: Du sollst nicht stehlen. Gut. Nun steht ein Mann auf und sagt, Eigenthum ist Diebstahl, und Millionen reden ihm dies nach. Warum? Sie denken dabei zu profitiren. Lizzy Reßmann hat uns unseren Familienschmuck gestohlen. Nicht so geradeaus, aber mit allerlei juristischen Chicanen und durch die Benutzung der Dummheit unseres Rechtsanwalts. Ist der Schmuck deshalb weniger unser Eigenthum? Wenn ich mir ihn nun wieder nehmen würde — gesetzt, ich könnte das, ohne daß man mich griffe — wer ist da der Dieb?"

„Das ist richtig," sagte Hella, eigentlich ist der Schmuck unser. Lizzy hat uns darum gebracht. Aber an etwas muß man sich doch halten, und Stehlen ist verboten."

„Jeder sucht zu dem Seinigen zu kommen, wie er kann, das ist natürlich," meinte Curt. Nimm Jemand etwas — und er greift danach. Der Name thut nichts zur Sache. Man muß die Gerichte auf seiner Seite haben. Darauf läuft schließlich Alles hinaus; und wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Nur mit den großen Worten soll man mir vom Leibe bleiben. Der Eine hat die Courage, der Andere nicht. Es sucht Jeder doch nur seinen Vortheil, ob er ein Bourgeois ist oder ein Proletarier."

„Du hast doch das Recht studirt," sagte Hella. Das muß doch Alles klar stellen."

„Das Recht!" sagte Curt höhnisch. „Das ist gerade die wahre Höhe. Erst sagen sie Dir, so ist es, dann heißt es, es sei eine Streitfrage, wo Du auch nur hintippst. Wo kämen sonst die Processe her?" Und er lachte höhnisch.

„Ich kann Dir das Alles nicht so widerlegen," sagte Hella, „es ist vielleicht Manches richtig darin, zum Beispiel das mit dem Schmucke, denn er ist unser und bleibt unser. Aber ich habe es doch im Gefühl, was Du da sagst, das ist der Irrweg."

„Wenn Du mit dem Gefühl kommst," erwiderte er, „dann hört natürlich alle Vernunft auf. Woher

hast Du das Gefühl? Tausende haben es Dir so vorgesagt, und dann meinst Du, es komme aus Dir. Hätte man Dir etwas Anderes vorgepredigt, so hättest Du ein anderes Gefühl. Wer weiß, wie man in hundert Jahren fühlt!"

„Hundert Jahre!" sagte Hella, „die Zeit ist nicht auszudenken. Wo werden wir dann sein? Wären nur die nächsten sechs Wochen herum . . ."

Der Zug hatte Charlottenburg verlassen und nahte der Station Zoologischer Garten, wo das Paar aussteigen wollte.

„Wie wäre es," sagte Curt, „wenn Du Cousine Lizzy um ein Darlehen angehen wolltest?"

„Ich habe auch daran gedacht, aber sie wird es nicht thun."

„So probire es doch wenigstens," sagte Curt ermuthigend. „Wer weiß, was geschieht."

„Warum soll ich es denn thun. Die dringendste Schuld kommt doch von Dir! Warum muß ich alle diese schrecklichen Dinge übernehmen?" rief Hella.

Da hielt der Zug.

Die Beiden bestiegen eine Droschke. „Fasanenstraße 50," rief Curt, Villa Lobenstein."

Hella fühlte etwas von Wohlbehagen, als sie in der Droschke saß. Es war doch wieder Berliner Boden unter ihr. Wird er da sein? Wird er kommen? fragte sie sich erregt.

Sie hatte ein Empfinden, als ob sie vor der Entscheidung ihres Schicksals stünde . . .

VI.

Villa Lobenstein.

Die Villa in der Fasanenstraße, welche jetzt das Reßmann'sche Ehepaar bewohnt, hatte der erste Mann der Frau Reßmann, Simon Lobenstein, gebaut, als er sich von seinem Geschäft, Leder im Großen, zurückzog. Das Haus ist in dem niedrigen Bogenstil, dem sogenannten Tudorstil.

Gegen den Stil selbst hatte Herr Lobenstein nicht allzuviel einzuwenden gehabt, obgleich derselbe mehr infolge einer Liebhaberei des Architekten zur Ausführung kam als wegen eines besonderen Geschmackes des Bauherrn. Etwas gerader, etwas höher, freier wäre Herrn Lobenstein mindestens ebenso erwünscht gewesen.

Der Name Tudorstil bereitete Herrn Lobenstein indeß manchem Kummer. Mit dem Namen kamen weder er noch manche seiner Freunde recht zu Stande. Der Bau der Villa in der Fasanenstraße — sie war eine der ersten, die dort entstanden sind — wurde in den Kreisen der Freunde und Bekannten Lobensteins viel

besprochen. Man erzählte sich, Simon Lobenstein baut sich eine Villa im Tudorstil, so kam das Wort, gewollt oder nicht gewollt, oft sehr sonderbar heraus und manchmal in einer Form, die ihm nicht viel Freude bereitete.

Er ward schließlich ganz nervös, wenn er das Wort nur hörte. Sonst war Simon Lobenstein in den letzten Jahren seines Lebens und seit er Lizzy von Olzen geheirathet hatte, ein glücklicher Mann. „So habe ich mich nie in meinem Leben amüsirt, wie mit dieser Frau," pflegte er seinen Freunden zu erzählen, „noch hundert Jahre möchte ich mit ihr leben."

Dieser ausschweifende Wunsch wurde ihm zwar nicht erfüllt. Nur fünf Jahre war es ihm vergönnt, mit Lizzy zu leben. Unter Thränen lächelnd sagte sein Freund Rubenstein bei seinem Tode von ihm: „Er hat fünf Procent nehmen müssen, und doch war es noch ein gutes Geschäft."

Diese fünf Jahre aber hatte Simon Lobenstein voll ausgekostet. Sie bildeten den behaglichen Abschluß eines in Arbeit und Sorge zugebrachten Lebens.

Lobenstein hatte klein angefangen; er hatte das schwere Sohlleder von Schusterwerkstätte zu Schusterwerkstätte geschleppt. Als er sich vom Geschäfte zurückzog, war dasselbe das leitende in der Branche.

Es beschäftigte ganze Fabriken, belastete ganze Schiffe, setzte zahllose Eisenbahnwagen in Betrieb. Simon Lobenstein war seinen Concurrenten immer um einen Blick voraus, wußte ganz genau den Moment zu erkennen, in dem der Lederimport in den Vereinigten Staaten nicht mehr lohnte und der Export aufgenommen werden mußte. So zog er selbst aus den Krisen, die Andere schädigten, Vortheil. Auf die strengste Solidität in allen geschäftlichen Beziehungen hielt er mit peinlicher Sorgfalt. Als er das Geschäft seinem Bruder und Geschäftstheilhaber Joseph Lobenstein überließ, war seine Marke anerkannt so zweifellos wie die Unterschrift des leitenden Bankhauses.

Die erste Ehe, in der Simon Lobenstein gestanden hatte, hatte eine schwere Last auf ihn gelegt. Wenige Jahre nach der Verheirathung fing die Frau an zu kränkeln. Und in diesem Zustand verblieb sie die langen Jahre bis zu ihrem Tode. Alle Liebe und Treue, die er auf ihre Pflege wandte, konnten nicht hindern, daß sich die Frau unglücklich fühlte; sie empfand sich als ein Hinderniß in ihres Mannes Leben; damit quälte sie sich und ihren Mann. Sein geschäftlicher Erfolg mußte ihn für die Entbehrung alles dessen trösten, was sonst das Leben erfreut und verschönt.

Mit Gesellschafterinnen, die Lobenstein seiner

Frau hielt, seit er zu Wohlstand gekommen war, hatte er schlechte Erfahrungen gemacht. Durch Mädchen von feiner gesellschaftlicher Bildung fühlte sich Frau Lobenstein gedrückt; er hatte sie aus einer kleinen Händlerfamilie herausgeheirathet, vom Leben erhielt sie wenig Schulung; und wiederum fühlte sie es als eine Demüthigung, wenn er bei der Wahl einer Gesellschafterin niedrig griff.

Ganz anders wurde es, als Lizzy von Olzen nach dem Tode ihres Vaters sich entschloß, die verhältnißmäßig glänzend bezahlte Stelle in dem Lobenstein'schen Hause anzunehmen. Frau Lobenstein war aus dem Städtchen gebürtig, das nächst den ehemaligen Olzen'schen Gütern lag. Dort hafteten ihre besten Erinnerungen; es war ihr ein Genuß, Jemand bei sich zu haben, mit dem sie von ihrer Heimat plaudern konnte, Jemand, der die Häuser dort kannte, den Brunnen auf dem Marktplatz, Jemand, der selbst in dem Laden gekauft hatte, wo sie als Ladenmädchen gedient, wo sie die Bekanntschaft des durchreisenden Lobenstein gemacht hatte. Wiederum wußte sie in der Olzen'schen Familiengeschichte, die die Chronik des Städtchens war, so gut Bescheid, als wenn es ihr eigen Geschlecht gewesen wäre. Und es gewährte ihr einen unsagbaren Genuß, von ihrem Krankensessel aus Lizzy von Olzen

ausführlich und authentisch von allen den abenteuerlichen Gestalten und wunderbaren Begebenheiten erzählen zu hören, die den Legendenkreis ihrer Jugend bildeten.

So war mit Lizzy von Olzen ein Sonnenschein in das arme reiche Haus gefallen. Auch Simon Lobenstein saß lieber und öfter im Zimmer der Kranken, seit Lizzy darin verkehrte. Sie ward ihm nach und nach unentbehrlich. Als dann Frau Lobenstein in Lizzys Armen starb, war ihm der Gedanke unfaßbar, sich von dieser zu trennen.

Auf alle Weise wollte er sich Lizzy erhalten.

Dazu gab es aber, das sahen Beide ein, nur ein Mittel — die Heirath.

Als der Gedanke einer Verheirathung mit Lobenstein zum ersten Male an Lizzy herantrat, erschien er ihr in einem komischen Lichte. Sie — Lizzy von Olzen — Frau Simon Lobenstein! das war ja zum Lachen.

Aber ganz sachte gewöhnte sie sich an den Gedanken.

Ihr Verhältniß zu Reßmann war nach und nach aussichtslos geworden. Er hatte Schulden halber den Dienst quittirt. Sein leidenschaftliches Andrängen, auf alle Gefahr hin zu heirathen, lehnte sie ab. Ihre

kühle, berechnende Natur wollte sich auf ein solches Abenteuer nicht einlassen, dagegen werde sie auf ihn warten, bis er sich eine Existenz gegründet habe. Sie selbst wolle ihm dabei mit dem, was sie verdiene, zu Hilfe kommen.

Reßmann unternahm auch Verschiedenes; er versuchte es als Landwirth, als Versicherungsbeamter, als Journalist, nirgends wollte es ihm glücken. Er hatte einen feinen Kunstgeschmack, er malte für einen Dilettanten erträglich gut, ein Capitalist verband sich mit ihm zur Eröffnung eines Kunstsalons und Bildergeschäftes. Auch die kleinen Ersparnisse Lizzys flossen diesen Weg. Es nahm Alles einen großartigen Aufflug. Der Capitalist aber entpuppte sich als Schwindler, der die ihm vertrauenden Künstler nicht minder betrogen hatte, als seine anderen Gläubiger und unter anderen auch Reßmann.

Das Bildergeschäft fiel platt auf. Reßmann schrieb einen Abschiedsbrief an Lizzy, in dem er sie ihres Wortes entband, und verschwand aus Berlin. Man hörte nichts mehr von ihm.

Von Seiten Reßmanns stand also der Verbindung mit Simon Lobenstein nichts mehr im Wege. Wenn sie im Geist den großen schlanken Reßmann mit dem kurz gelockten dunklen Haar, den einfach schönen Zügen,

dem seidenweichen Schnurrbart und den fein gepflegten Händen verglich mit Simon Lobenstein, der kurz und breit war, mit seiner allzu pointirten Nase, seinem grauen, schon kahl werdenden Schädel, so war der Vortheil entschieden auf Reßmanns Seite.

Alles Uebrige aber sprach für Lobenstein.

Er war vorsorgend, zartfühlend gegen sie, er bewunderte sie und sie ausschließlich; er war zuverläßlich und ungeheuer klug. Und dann war er witzig. Er amüsirte Lizzy; sie wußte nicht, über was sie mehr lachte, über ihn oder über seine Scherze. Sie gewöhnte sich an ihn. Was ihn am meisten in ihrer Gunst förderte, das war die Beobachtung, daß er noch alle seine Zähne hatte, große, schöne, weiße Zähne, die dem Aufbeißen der härtesten Nuß gewachsen waren.

An diese Zähne dachte sie, wenn sie die Möglichkeit überlegte, sich wenigstens soweit zu verlieben, als man zum Aeußersten für eine Ehe brauchte. Dann aber hatte Lizzy sich mit dem Gedanken auseinanderzusetzen, aus dem ruhigen, sicheren Hafen, in dem sie sich befand, wieder hinauszulaufen in die Stürme des Lebens, die sie ja genugsam kannte. Nachdem sie als bevorzugte Günstlingin des Lobenstein'schen Ehepaares gelebt, wieder in eine untergeordnete Stelle zurückzutreten! mühsam ein bescheidenes Leben zu machen!

Das konnte sie nicht.

Sie fühlte es — das materielle Wohlleben war ihr zum Bedürfniß geworden. Für Alles, was die Behaglichkeit des Daseins betrifft, war überreich in dem Lobenstein'schen Hause gesorgt. Es gab keinen Luxus, den man sich hier versagte, und namentlich die Küche war auf einen hohen Standpunkt gebracht.

Für gutes Essen hatte Lizzy von Jugend auf eine Schwäche gehabt, es war der Gegenstand, über den ihr Vater am ausgiebigsten mit ihr verhandelt und gesprochen hatte. Für die Kochkunst in ihren feinsten Erzeugnissen hatte sie Geschick und Verständniß.

Auch Lobenstein war Gourmand, wenn er auch auffallend mäßig im Essen und Trinken war. Die Gleichheit dieser Neigung war ein Band mehr zwischen den Beiden.

Im Frühjahr war Frau Lobenstein gestorben.

Lizzy von Olzen reiste zum Sommeraufenthalt nach der Schweiz. Dort traf in Rigi-Kaltbad Lobenstein mit ihr zusammen. Sie versprachen sich im Angesicht der Jungfrau, deren Felsgehänge und weißer Aufbau Lizzy an eine Schüssel mit Schlagsahne erinnerte, auf der grüncandirte Biscuits lagern.

Im Herbste heiratheten sie. Die Ehe wurde in

England geschlossen. Die Beiden kehrten nach Berlin zurück und bezogen die Villa in der Fasanenstraße.

Sie haben es Beide nie bereut . . .

Weder die Olzen noch die Lobenstein freilich waren mit der Ehe einverstanden.

Der Geheimrath von Olzen, der nie etwas für Lizzy gethan hatte, fand in ihrem Schritte eine schwere Verletzung der Familienehre, und Joseph Lobenstein erklärte, die Ehe mit der jungen Frau werde der Nagel zu Simons Sarge sein. Aber das kümmerte die Beiden so wenig, daß die Olzen wie die Lobenstein gut fanden, sich bei der vollzogenen Thatsache zu beruhigen.

Simon Lobenstein bewunderte Alles an seiner Frau. Ihr Haar, ihre gerade Nase, ihre Hände, ihren Namen, die Toiletten, die sie trug, die Worte, die sie sagte, ihren Kunstgeschmack, ihren Appetit; wenn sie Geld ausgab und wenn sie sparte.

Man kam gern in sein Haus, die hübsche, angenehme Frau, die feine Küche zogen jenes flatternde Herrenpublicum an, das dem Behagen mehr nachgeht als einem intimen Verkehr, Künstler, Literaten, Journalisten, aufkeimende Größen, Elemente, in denen das Berliner Leben am meisten oscillirt. Etwas von Rahm des Premierenpublicums.

In dieser Umgebung entwickelten sich ganz neue Seiten in Lobenstein. Er war originell und drollig; es machte Vergnügen, sein vergnügtes Gesicht anzusehen, auch wenn man über ihn lachte. Die Lobensteins waren überall dabei, wo in Berlin etwas los war.

Vielleicht war der Umschlag in der Lebensweise Lobensteins doch ein zu greller gewesen. Mit einem Male fingen die Kräfte Lobensteins an bedenklich abzunehmen: er kränkelte. Lizzy pflegte ihn mit Hingebung, wie sie ihre Vorgängerin gepflegt hatte. Lobenstein indessen machte sich keine Illusionen.

„Schade," sagte er, „daß es aufhört, es ist sehr schön gewesen."

Dann beschäftigte er sich eifrig mit Lizzys Zukunft.

„Du bist eine kluge Frau, eine vortreffliche Frau," sagte er, „aber Du wirst noch eine große Dummheit machen. Unprobirt schmeckt nicht. Du wirst Reßmann heirathen, früher oder später. Was soll ich sagen, thu's nicht! Du thust es doch . . ."

Umsonst erklärte ihm Lizzy auf das Energischste, an so etwas sei gar nicht zu denken. Mit Reßmann sei sie fertig. Auch sei Reßmann ganz verschwunden. Mit ihm hoffte sie noch lange glücklich zu leben, er möge solche Gedanken fahren lassen.

„Rede nicht," sagte Lobenstein, „er wird wieder-

kommen, und Du wirst ihn nehmen. Das Stück muß zu Ende gespielt werden. Aber ich werde dafür sorgen, daß Du so wenig zu Schaden kommst wie möglich. Laß mich nur machen."

Zu dieser Zeit war schon ein junges Mädchen aus dem Posen'schen, Rahel Leiblich, eine entfernte Verwandte Lobensteins, als Kammermädchen und Hilfe in der Haushaltung in ihren Diensten.

„Rahel wird bei Dir bleiben," sagte Lobenstein, „das werde ich auch besorgen. Sie ist ein kluges Mädchen und ist ein treues Mädchen. Sie ist von unserer Art, auf sie kannst Du Dich verlassen. Man muß immer Jemand haben, bei dem man sagt: darüber geht nichts."

Als nach Lobensteins Tode sein Testament eröffnet wurde, ergab sich, daß Joseph Lobenstein zum Erben eingesetzt war. Der Wittwe war der lebenslängliche Genuß der Villa in der Fasanenstraße und eine Jahresrente von sechzigtausend Mark ausgesetzt. Ein versiegeltes Codicill enthielt Bestimmungen für den Fall, daß aus einer späteren Ehe Lizzys Kinder hervorgehen sollten. Rahel war unter der Bedingung, daß sie noch fünf Jahre im Dienste Lizzys bleiben würde, eine reichliche Aussteuer vermacht.

Die Voraussage Lobensteins erfüllte sich.

Nach dem Tode desselben erschien Reßmann wieder; er hatte sich in Amerika in Vielem versucht, aber auch dort war ihm nichts geglückt. Bei Lizzy glückte es ihm um so rascher. Er war zwar reducirt, aber noch immer ein schöner, dazu ein welterfahrener und unternehmender Mann. Er erschien zuerst nur als alter Freund. Er machte nicht die geringsten Ansprüche, er ließ Alles von selbst reifen.

Lizzy lebte in jedem Luxus. Warum sollte sie sich nicht den Luxus der Auffrischung ihrer Jugendliebe, den eines schönen stattlichen Mannes gestatten! eines Namens, der noch immer besser klang, als Wittwe Lobenstein.

Zu einer neuen Leidenschaft fühlte sie sich nicht mehr fähig. Bei Reßmann aber brauchte sie blos an ihre Erinerungen anzuknüpfen, und sie waren mitten in einer wohletablirten Liebe.

Der Ehecontract wurde von Lobensteins altem Rechtsanwalt nach Instructionen gemacht, die ihm wohl noch von dem alten Herrn gegeben worden waren. Sie sicherten der zukünftigen Frau Reßmann die unbeschränkte Verfügung über ihr Einkommen und damit die Herrschaft im Hause.

Es zeigte sich indessen bald, wie wenig beide Gatten zu einander stimmten. Gab es früher ja einen

Punkt, auf dem sie sich bebegnet waren, so waren sie dann in entgegengesetzten Richtungen auseinandergegangen. Lizzy hatte sich nach der Seite des reinen Genußlebens, der Vorsicht, der Philiströsität entwickelt. Reßmann war ganz und gar in das Abenteuerliche hinübergeschlagen. Die Rolle, in welche er sich in ökonomischer Hinsicht in seiner Ehe reducirt fand, wirkte gleichfalls entfremdend.

Zu der Zeit, als Hella von Olzen mit ihrem Bruder zu dem Feste in das Reßmann'sche Haus fuhren, gingen die Reßmanns schon ihre getrennten Wege.

Frau Reßmann bewohnte den ersten Stock, während Reßmann sich im Parterre eingerichtet hatte.

Die Villa, die sie bewohnten, hieß noch immer Villa Lobenstein.

Mit dem ihm eignen Scharfblick hatte Simon Lobenstein unter den ersten vorausberechnet, daß das Berlin der Zukunft sich um seine Stadtbahnhöfe gruppiren werde. Danach hatte er gehandelt und sich ein großes Terrain zwischen Hardenbergstraße und Fasanenstraße gesichert, auf dem er sich seine Villa errichtete. Etwas von der Straße entfernt gelegen, hinter sich einen großen, parkartigen Garten, verbindet sie die Zugehörigkeit zu Berlin mit der Ruhe

des Landlebens. Die in Hausteinen aufgeführte Façade hat etwas Imposantes. Ueber dem Souterrain erhoben sich zwei Stockwerke, darüber ein Dachstock.

Hat man die massive Vortreppe und den Glasabschluß des Corridors passirt, so befindet man sich in einer Halle, die durch die zwei Stockwerke geht. Breit und schwer steigt die massive Eichenholztreppe empor, an der sich ein reichgeschnitztes Geländer hinaufzieht. Holzstatuetten, gewappnete Ritter und Troubadoure vorstellend, markiren die Absätze.

Heute Abend ist Diner mit Tanz bei Reßmanns. Schon schwimmt die Halle in einem Meer von Licht und läßt die Kunstwerke erkennen, mit denen die Wände und die Zwischenräume zwischen den Thüren bedeckt sind, Waffentrophäen, Statuen und Oelgemälde.

Fast die ganze Olzen'sche Ahnengalerie ist hier versammelt. Auf Lizzys Betrieb hatte sie Lobenstein bei den Trödlern im Städtchen zusammengekauft, in deren Läden und auf deren Speicher sie nach und nach gewandert waren. Einen bevorzugten Platz hat ein großes Bild des Stammhauses der von Olzen eingeräumt erhalten; ein junger Maler hat es auf Lizzys Bestellung gemalt. Es trägt den Charakter sarmatischer Schlösser, einstöckig, mit einer großen Vorhalle, hölzernen Säulen in antiker Form. Als Krönung des

Rahmens ist das Olzen'sche Wappen in Holzschnitzerei angebracht. Der Helm mit der Freiherrnkrone und schwarzen, gelben Federn. Auf dem Schild ein gelber Querbalken, aus dem eine schwarze Hand herauswächst. Alles in großen Dimensionen und recht in die Augen schlagend!

Ihre Tagesbeleuchtung erhält die Halle durch den Glasabschluß eines Oberlichtes. Der Zugang zu den Zimmern des ersten Stockes erfolgt auf einer die Halle umziehenden Galerie, aus der hölzerne Säulen herauswachsen. Zwischen ihnen sind in halber Höhe schwere rothe Sammetdraperien mit goldenen Franzen gezogen. Der Anblick ist namentlich bei Gasbeleuchtung ein überaus reicher und prächtiger. Die Vorhänge geben zugleich der Galerie eine gewisse Abgeschlossenheit, so daß sie von unten aus nicht controlirt werden kann.

Mit Rücksicht auf die bequeme Benutzung des Gartens ist der untere Stock zu Wohn- und Schlafzimmern eingerichtet worden. Er enthält sieben Zimmer, darunter einen größeren Gartensalon. Im Oberstock sind die Gesellschaftsräume. Ein prächtig decorirter Saal, der für seine Länge allerdings etwas schmal ist, zwei große Zimmer und in der Ecke ein Cabinet. Nachdem die Villa bereits bezogen war, er-

gab es sich, daß die Nebenräume zu knapp behandelt waren. Es wurde deshalb ein Anbau angefügt. Ein bedeckter Corridor wurde brückenartig über die Einfahrt gelegt und daran eine Art von Pavillon angebaut. In diesem Pavillon befindet sich das Fremdenzimmer; gleicher Erde sind dort Zimmer für die Dienerschaft. Dort ist auch das Zimmer des Kammermädchens Rahel, die über die Treppe des Pavillons und über den Corridor durch eine Glasthür in den oberen Stock gelangen konnte.

Als das Verhältniß der Reßmann'schen Gatten sich mehr und mehr verschlechterte, verlegte Frau Reßmann ihr Schlafzimmer in den ersten Stock, und zwar in das Zimmer neben dem Cabinet, das als Toilettenzimmer dient. Reßmann hatte seine Privatzimmer unten. Für den Festabend hat indessen Frau Reßmann das von ihr als Schlafzimmer benutzte Zimmer oben geräumt; es hat für den Abend wieder seine gesellschaftsfähige Ausstattung erhalten. Eines der Zimmer im unteren Stock ist für Frau Reßmann als Schlafzimmer hergerichtet worden. Morgen soll dann Alles wieder in die frühere Ordnung gebracht werden.

VII.

Ehepaar Reßmann.

In dem Cabinet des ersten Stockes, das Frau Reßmann als Toilettenzimmer diente, war Rahel, das Kammermädchen, um ihre gnädige Frau beschäftigt. Sie legte eben die letzte Hand an den Anzug für das abendliche Fest.

Die Decke des Cabinets war flach gewölbt und lustig ausgemalt mit Amoretten, die zwischen in blauer Luft schimmernden Sternen herumschwirrten. Die Malerei setzte sich an den Wänden herunter fort; die Blumen, welche die Amoretten ausstreuten, glitten herunter bis zu den dicken Guirlanden, die den Abschluß gaben.

Auch um die zwei hohen Spiegel, welche in die Wände so eingelassen waren, daß sie sich ihre Reflexe gegenseitig zusandten, trieben die Amoretten ihr Blumenspiel. Rücksichtslos gegen all diese lustige Wirthschaft war ein großes Portrait in schwerem

goldenen Rahmen an die Wand gehängt, so daß die Amoretten wie halb versteckt an den Seiten hervorlugten. Von manchem kam auch nur eine Flügelspitze oder ein vorgestrecktes rundes Bein zur Erscheinung.

Das Portrait stellte Herrn Simon Lobenstein vor. Ein Kniestück, nicht lange nach seiner Verheirathung mit Lizzy gemalt. Er trug eine Rose im Knopfloch, den Daumen der linken Hand, wie er pflegte, in der Westentasche eingehakt, während die anderen vier kurzen kräftigen Finger zwischen den Knöpfen der Weste trommelten. Das runde, rothe Gesicht mit der hoch hinauf reichenden Stirn ist dem Beschauer zu zwei Dritteln sichtbar, es neigt sich etwas links nach vorwärts, das eine Auge etwas zugekniffen, das andere blinkt klug und lustig, ein halbes Lächeln geht um den Mund, als hätte Lobenstein eben etwas Witziges gehört oder etwas Gutes gegessen.

Das Bild hatte seiner Zeit auf der großen Ausstellung Aufsehen gemacht. Es war der Meisterwurf eines jungen Künstlers gewesen, der sich darüber vergrämte, daß er nie mehr etwas Aehnliches zu Stande gebracht hatte. Die Freude, zu leben, so hatte der junge Meister sein Bild charakterisirt; jetzt war es ihm zu Leid gediehen. Denn bei jeder neuen Leistung

mußte er hören: so wie das Bild Lobensteins ist die neue Schöpfung doch nicht.

Die Möblirung des Zimmers war in gelbgebeiztem Holz mit reichen Beschlägen in vergoldetem Messing in einem gefälligen Barockstil. Eine große Toilette, ein breites Silberspind.

Das Hauptstück jedoch war ein Kunstschrank in einer Ecke, ganz originell in der Erscheinung. Man konnte ihn am ersten einem romanischen Taufstein vergleichen.

Auf einem starken Fuß ruhte eine Schale, aus der eine Art von stilvoll ornamentirtem Riesenei hervorwuchs. Dieser „Eischrank“ diente Frau Reßmann als Cassette und Geheimspind. Er war von einem Kunsttischler in England gearbeitet. Frau Reßmann hatte ihn bestellt, nachdem sie den Olzen'schen Familienschmuck erstritten hatte. War die Schale, die drehbar war, nach der Wand gekehrt, so zeigte sich nur eine solide Fläche. Aber auch auf der Seite, nach welcher sich die Cassette öffnete, war es schwer, die Stelle zu finden, an der sich das Schloß versteckte. Jetzt stak jedoch der Schlüssel, und das Thürchen war so weit zurückgeschlagen, daß man die zwei Reihen von Schubladen gewahren konnte, welche das Ei ausfüllten.

Das Cabinet war durch drei Wandleuchter erhellt, die dicke Kerzenbündel hervorstreckten. In dem Kamin flammten ein paar große Buchenscheite, die indessen nur decorativ zu wirken hatten, denn die Centralheizung sorgte für eine wohlthuende, guttemperirte Wärme.

Frau Reßmann stand vor dem Spiegel und schob sich die schmale Spitzenkrause zurecht, welche das stark ausgeschnittene schwarze Sammtkleid, das sie trug, oben umzog.

Frau Reßmann war ungefähr fünfunddreißig Jahre, eine mittelgroße Blondine, eher mager als das Gegentheil. Dem Reitsport, den sie eifrig trieb, verdankte sie eine kräftige Muskelentwickelung, die sich bei jeder Drehung des Kopfes und jeder Bewegung der Arme in dem Spiele des Fleisches kundgab. Die Züge des Gesichts waren weder schön noch häßlich. Sie gehörten zu denen, die man zu vergessen fürchtet, wenn man sie gesehen hat. Aber der breite, kräftige Mund, das stark entwickelte Kinn, das Olzensche Familienzeichen, gaben dem Gesicht doch einen bestimmten Charakter. In den Mundwinkeln, das sah man, lauerten allerhand lüsterne und muthwillige Geister, und aus den Winkeln der Augen — sie kniff dieselben leicht etwas zusammen — kam ihnen offenbar Succurs.

Frau Lizzy war in ganz vortrefflicher Stimmung. Dieser Abend ließ sich sehr schön für sie an. Er galt ihr in ihrem Innern als eine Art von Siegesfeier für den Gewinn des Processes. Der erstrittene Schmuck repräsentirte ein schönes Capital, für das ihr rechnender und berechnender Geist nicht gleichgiltig war. Ihr Spielsinn ergötzte sich an den glänzenden, glitzernden Prachtstücken. Sie war zu sehr Frau, als daß ihr der Moment nicht gelächelt hätte, wo sie in diesem Brillantfeuer vor die Welt treten, wo sie damit den Neid der Frauen, die Bewunderung der Männer herausfordern würde.

Am tiefsten aber wirkte es auf sie, daß es der Olzen'sche Familienschmuck war, den sie erstritten hatte. Trotz der Ehen, die sie geschlossen, vergaß sie nie, daß sie eine Olzen war. Gerade der Gegensatz zwischen dem niederen Stande ihrer mütterlichen Familie mit dem glänzenden Namen des Vaters hatte ihren Sinn für diesen Glanz geschärft. Hier war die Stelle in ihrem Dasein, auf der ihre Gedanken am behaglichsten ruhten. Immer auf's Neue erfreute sie sich daran. Sorgfältig hatte sie alle Familienreliquien gesammelt und in der Halle der Villa Lobenstein aufgehängt; ein förmliches Olzen-Museum war diese Halle. Nun hatte sie noch den Schmuck zu-

gefügt; in dem Besitz desselben fühlte sie sich wie mit den Insignien Olzen'scher Herrlichkeit umkleidet . . .

Es hätte ihr leid gethan, wenn die Wannseer Olzen an diesem Triumphabend gefehlt hätten. Denn für Hella hatte Lizzy, so weit es ihr egoistischer Sinn zuließ, etwas übrig. Hellas gesellschaftliche Stellung, ihre Schönheit und Eleganz imponirten ihr. Sie hielt das auch für eine Art Olzenschen Familienbesitzes.

Curt dagegen amüsirte sie. Sie spielte gern mit Menschen und Dingen, der Ernst war ihr in allen Erscheinungsformen verhaßt. Auch der Ernst eines Familienstreites hatte ihr schon viel zu lange gedauert. Und der Besuch der Olzen an diesem Abend machte ihm ja ein formelles Ende.

In allen Dingen hatte sie heut ihren Willen durchgesetzt.

Nur wenn sie an Reßmann dachte, fiel ein Schatten in das helle Bild, das ihre Phantasie ihr vormalte, in das die dicken, selbstzufriedenen Amoretten so trefflich paßten, die von den Wänden herunterganfelten. Reßmann! Er zerrte in der letzten Zeit stark an den goldenen Ketten, an denen sie ihn hielt, und an denen sie ihn trotz Allem zu halten gedachte. Sein Widerstreben ist doch nicht stark genug für ihre Hand.

Mit diesem Gedanken beruhigte sie sich . . .

„Welchen Schmuck werden Sie heute Abend anlegen, Frau Reßmann?“ sagte Rahel, das Kammermädchen, als sie sah, daß diese mit der Krause zu Ende gekommen war.

„Heute soll es der Familienschmuck sein,“ sagte Frau Lizzy behaglich. „Den Diamantstern in das Haar. Ich habe es schon darauf frisiren lassen. Das Brillanthalsband und die großen Perlen als Ohrgehänge.“

„Frau Reßmann haben noch den Schmuck, den Herr Lobenstein selig in Genua für Sie gekauft hat. Er würde wunderschön zu dem Sammetkleid passen.“

„Ich sehe, wo Du hinaus willst, Rahel, aber das wirst Du einmal nicht durchsetzen. Es soll nun gerade der Familienschmuck sein! Ich habe das Brautpaar eingeladen, da wird es ein Familienfest, dazu gehört der Olzen'sche Schmuck.“

„Gerade deshalb redete ich,“ erwiderte Rahel. „Der Proceß ist doch für sie verloren gegangen, und nun sollen die Olzen den Schmuck an Ihnen sehen, wenn sie zum ersten Mal wieder hier in das Haus kommen. Wird sie das nicht kränken?“

„Wie fein Du bist, Rahel. Aber just darum. Sie müssen sich daran gewöhnen. Einmal müssen sie

den Schmuck zum ersten Mal bei mir sehen. Heute oder ein ander Mal, da ist es besser, gleich heute. Du kennst uns Olzen doch noch nicht. Wir sind Alle Egoisten. Und sie hätten es geradeso gemacht, wie ich es mache. Gerade darum werden sie mich verstehen. Du weißt," fuhr sie fort, „den Federdruck, der das Geheimfach öffnet; nimm unten links die Schublade heraus und drücke mit der Nadel auf den kleinen schwarzen Punkt."

Rahels fortdauernd andere Meinung machte sich nur in einer leichten Kopfbewegung Luft. Sie wandte sich nach der Cassette; ein schlankes Mädchen, schwarz gekleidet, von einfachen Zügen, mit dunkeln Augen und dunkeln, sehr glatt gestrichenen Haaren, auf den hinten ein kleines weißes Häubchen saß.

Sie hatte eben die Schublade herausgezogen und wollte die Nadel ansetzen, als sie in dem gegenüberliegenden Spiegel erblickte, wie ein Mann die Thür langsam öffnete. Es war Herr Reßmann.

Rahel zog die Nadel zurück. Sie wollte sich entfernen, ein Wink von Frau Reßmann, über deren Gesicht eine leichte Verfinsterung ging, hielt sie zurück. Diese hatte im Augenblick offenbar keine besondere Lust zu einem Alleinsein mit Reßmann.

Rahel machte sich mit dem Toilettentisch zu schaffen, während Reßmann mit einem kurzen Gruß in das Zimmer getreten war.

Er war schon im Gesellschaftsanzug. Seine Bewegungen waren leicht und elegant. Man konnte nicht leugnen, er sah cavaliermäßig aus, trotzdem daß er die Hände in die Hosentaschen schob. Ein unfreundlicher Zug lagerte über seinem Gesicht.

„Sage, Lizzy,“ rief er ziemlich scharf, „ist es Deine Anordnung, daß man mein Zimmer heute Abend als Requisitenzimmer behandelt, es mit allerhand Möbelkram vollgestellt hat?“

Erstaunt sah Frau Lizzy auf. Sie war ein solches Aufbegehren bei Reßmann nicht gewöhnt, der mit unzerstörbarem Gleichmuth die kleinen Unannehmlichkeiten des menschlichen Lebens an sich abgleiten ließ.

„Ich kann es nicht leugnen,“ sagte sie, „ich habe es angeordnet. So ein Ballfest bringt immer Unordnung in das Haus; da muß Jeder sein Theil daran nehmen. Ich habe auch mein Schlafzimmer räumen müssen.

„Du hast nach Deinem Ermessen für Dich gehandelt; aber mich mußte man erst fragen, ehe man mich aus meinem Zimmer verdrängte.“

„Du warst gerade nicht zu Hause, als es geschehen mußte. Morgen wird Alles wieder in seiner alten Ordnung sein.“

„Auch darauf hätte ich wohl etwas zu sagen, aber“ — er warf einen Blick auf Rahel.

Diese erhob sich langsam, auf Frau Reßmanns Einwilligung zu ihrem Fortgehen wartend.

Da diese sich verzögerte, so trat sie nahe an Frau Reßmann heran.

Reßmann mißverstand diese Bewegung; er glaubte, Rahel wolle sich trotz seiner Andeutung in dem Zimmer behaupten.

„Gehen Sie!“ sagte er scharf zu Rahel.

Diese entfernte sich lautlos auf einen Wink Frau Reßmanns. Reßmann sah ihr nach.

„Diese Rahel, dieses Lobenstein'sche Vermächtniß,“ sagte er, „weiß offenbar immer noch nicht, was sie dem Herrn des Hauses schuldig ist.“

„Du thust dem Mädchen Unrecht,“ sagte Lizzy. „Es blieb auf mein Geheiß. Du bist schlechter Laune; da bin ich, offen gestanden, nach Auseinandersetzungen mit Dir nicht begierig; wer sie mir vermeiden hilft, dem bin ich dankbar. Gegen das Lobenstein'sche Vermächtniß solltest Du aber am wenigsten etwas einzuwenden haben.“

„Du meinst wohl, weil ich davon lebe?"

„Wir Beide leben davon."

„Das ist es gerade," rief er bitter, „was mir unerträglich ist, sich täglich bitterer in mich einfrißt. Sieht er nicht von dem Bild auf uns herab, der selige Lobenstein, als wollte er sagen: meine Villa, meine Frau, mein Geld. Er hat es noch durchgesetzt nach seinem Tode. Ich, der ich der Mann sein sollte, was bin ich anders als Lobensteins Pensionär?"

„Ist das meine Schuld?"

„Ich könnte sagen: ja. Aber ich will nicht bitter werden. Wärst Du mir als meine Frau gefolgt zur Zeit, als Du in Lobensteins Haus tratst, Alles, Alles wäre anders geworden."

„Du hättest noch mich dazu in Deine abenteuernde Existenz hineingezogen."

„O nein! Eine Frau, die mein Schicksal theilte, wäre mir eine Stütze, ein Halt geworden, ich hätte gearbeitet für Zwei. Und wenn wir zusammen hungern mußten — wir hätten glücklich sein können."

„Und warum sind wir es jetzt nicht?"

„Warum? Weil ich die Wittwe Lobensteins in Dir geheirathet habe und nicht mehr Lizzy Olzen."

„Du würdest besser solche Vergleichungen unterlassen, denn wenn ich sie zwischen Dir und Lobenstein

ziehen wollte, ich weiß nicht, ob sie zu Deinem Vortheil ausfielen. Er war mir ein treuer, guter Freund, und Du? was kannst Du für Dich anführen? Du müßtest gerade Werth darauf legen, daß er ein Semit war und Du keiner bist. Da Du von seinem Gelde lebst, bist Du wohl Antisemit?" sagte sie höhnisch.

„Man würde es wegen weniger sein," rief Reßmann bitter. „Doch wozu in diesen Dingen wühlen, sie werden davon nicht besser. Hilf mir, sie ändern."

Mehr und mehr erstaunte Frau Lizzy. Was wollte Reßmann mit diesem Streit; er, der immer so gehalten, so höhnisch reservirt war, der stets so genau wußte, was er that? Sollte es sich um Geld handeln? Er ging doch sonst nie über das Monatsgeld hinaus, auf das er ein- für allemal bei ihrem Bankier angewiesen war.

Sie wurde argwöhnisch und lenkte ein.

„Sage mir, was ich für Dich thun kann. Es ist zwar jetzt nicht der beste Augenblick, um über solche Dinge zu reden, — aber wenn es in meiner Kraft steht — gern."

„Das ist schön von Dir gesprochen, Lizzy, es ist doch noch möglich, daß wir uns verständigen. Die Art von Leben, die ich führe, kann mir auf die Dauer

nicht anstehen. Wenn ich so zu Dir rede, kannst Du Dir denken, daß ich vor bestimmten Entschlüssen stehe. Vielleicht vor einer raschen Entscheidung. Es wird sich darum handeln, ob ich mein neues Leben mit Dir oder ohne Dich ordnen soll."

„Das klingt ja ungemein ernsthaft," sagte Lizzy.

„Es wäre mir lieb, wenn Du es so faßtest. Darum kurz heraus. Eine der Chancen, die sich mir bieten, ist der Erwerb eines Kunstgeschäfts. Ich bin selbst ein wenig Maler, ich kenne die Künstler, ich kenne das Geschäft. Es wäre mir schon das vorige Mal geglückt, wenn mein Partner nicht ein Betrüger gewesen wäre."

„Was soll ich dagegen haben?" sagte Lizzy; „versuche es, wenn Du willst, und alles Glück."

„Deine Beistimmung ist mir erfreulich, aber sie genügt mir nicht. Ich bedarf eines gewissen Capitals — leihweise — Du kannst es mir geben. Gieb es mir."

Also frei machen will er sich von mir, dachte Lizzy, und ich selbst soll ihm noch das Geld dazu geben! Sollte er sie so wenig kennen, um das im Ernst von ihr zu glauben.

„Es thut mir leid, sagte Frau Lizzy, „daß ich das Dir nicht leisten kann, was Du von mir forderst.

Denn nimm es mir nicht übel, ein Geschäftsmann bist Du einmal nicht, und speciell Deine Kunstgeschäfte, die kenne ich; habe ich doch als arme Gouvernante meine ärmlichen Ersparnisse hineinversenkt. Und jetzt, das weißt Du, mache ich keine Ersparnisse mehr. Ich beziehe eine schöne Rente, das ist wahr. Aber ich könnte Dir auf Groschen und Pfennig ausrechnen, daß auch nicht ein Pfennig am Ende des Jahres übrig bleibt. Sollte ich Schulden machen, damit Du Dir den Luxus eines Bilderhandels gestatten kannst? Das kannst Du von mir nicht verlangen."

„Du spielst die arme reiche Frau," sagte Reßmann höhnisch, „das ist eine Rolle, auf die Du Dich trefflich verstehst. Auch nicht ein Diner würdest Du mir opfern, das sehe ich ein. Aber Du hast ja noch andere Hilfsmittel als Deine Rente. Da ist der Olzen'sche Schmuck, den Dir das Glück in den Schooß geworfen hat. Ich wüßte einen Käufer dafür, den ich weit über hunderttausend Mark treiben könnte. Was thust Du mit diesen Kinkerlitzchen? Für mich wäre es die Lösung einer Lebensfrage, vielleicht auch für Dich!"

Lizzy verlor ihren Gleichmuth. Also da wollte er hinaus. Den Triumph dieses Abends wollte er ihr vergällen, auf ihr werthvollstes Eigenthum die Hand legen.

„Das ist wohl nicht Dein Ernst?“ rief sie erzürnt. „Den Schmuck soll ich verkaufen, den Olzen'schen Familienschmuck, damit Du Dir den Sport eines Bildergeschäfts gestattest? Du scherzest.“

„Es ist mein ernsthaftester Ernst.“

„Nun gut, so höre. Den Schmuck habe ich meinen eigenen nächsten Blutsverwandten abgestritten im Namen der Olzen'schen Familientraditionen, weil ich ihn bei mir sicherer aufgehoben erachte als irgendwo anders, weil ich ihn der Familie bei meinem Ableben zu überliefern gedenke, wie er mir geworden ist. Und ich soll ihn jetzt verkaufen, verschachern? Das, was Du von mir verlangst, ist an sich Unsinn, aber es ist direct gegen die Olzen'sche Familienehre. Und so sage ich ganz förmlich: Nein, ich behalte den Schmuck unter allen Umständen.“

„Aha,“ sagte Reßmann höhnisch, „jetzt ist es nicht mehr die Lobenstein'sche Tradition, die aus Dir spricht, jetzt haben wir eine andere Nummer, den Olzen'schen Familientik. Das Schwenken der Olzen'schen Wappenfahne paßt aber gar nicht hierher. Die Geschichte dieses Schmuckes zeigt stark die Pfauenfüße. Der Zusammenhang, wie der Schmuck in Eure Familie kam, ist ja sehr leicht zu durchschauen.“

„Was weißt Du davon? Was kannst Du davon wissen?“ brach Lizzy los.

Reßmann fuhr mit höhnischer Ruhe fort:

„Der französische Offizier, der den Schmuck mit aus Rußland brachte, hat ihn sicher nicht gekauft. Er hat ihn irgend einem Muttergottesbilde abgeknöpft. Retten und rollen sagt man dafür. Wenn das Muttergottesbild nicht protestirt hat, brauchen wir es auch nicht, könnt Ihr Olzen sagen. Aber noch viel dunkler ist der Punkt, wie der Schmuck bei Euch geblieben ist. Der Quartiergeber des Offiziers hat ihn einfach behalten, als der Offizier bei ihm starb. Er hat ihn uns vermacht, sagt Ihr. Wo steht das geschrieben? Lächerlich? Dann hast Du Dich mit den Olzen in Wannsee darum herumgezerrt, alle Eure schmutzige Familienwäsche habt Ihr ausführlich vor den Gerichten ausgebreitet. Und Dein Rechtsanwalt gesteht selbst zu, daß er den Proceß wegen der Versäumnisse und der Dummheit des Vertreters der Olzen gewonnen hat, nicht wegen Deines besseren Anspruchs. Viel Ehre steckt also nicht in dem Schmuck. Ehrlich könntest Du ihn machen, wenn damit einmal wirklich Jemand geholfen würde. Ich sehe wohl, daß ich vergeblich in Dich dringe, Du bist so furchtbar lobensteinisch klug geworden, daß Du Dein Herz vergessen hast, aber ich

kann mir unmöglich denken, daß die Geschichte von dem Schmuck zu Ende ist. Du hast Dir da in diesem neuen Osterei eine Diebesfalle bauen lassen. Ganz famos. Aber wenn Du den Schmuck auch in sieben Cassetten verschließest, so sagt mir Alles, was ich in der Welt erlebte: Wie gewonnen, so zerronnen."

„Soll das vielleicht eine Drohung sein?"

„Noch nicht einmal eine Prophezeiung. Der Lauf der Dinge ist so in der Welt, und er wird sich auch der Olzen'schen Familie halber nicht wenden. Hella und Curt hast Du Dir eingeladen, um vor ihnen mit dem Schmuck zu prunken. Weißt Du, daß ich mich in Dein Herz hinein schäme?"

„Allzu gütig," sagte Lizzy. „Du giebst Dir vergeblich Mühe, mir meinen Humor zu verderben. Der hat schon andere Stöße überwunden. Ein ehelicher Zwist vor einem Fest? Es scheint, das muß in der Welt so sein."

„Du verstehst mich nicht und hast mich nie verstanden."

„Und die Consequenzen davon?" frug Lizzy.

„Die wirst Du mich bald genug ziehen sehen," entgegnete Reßmann.

Frau Lizzy lachte spöttisch.

Das Aufbäumen gegen ihr Regiment hielt sie für ungefährlich. Wo sollte er die Mittel herbekommen, sich ihr zu entziehen? Wenn sie närrisch genug gewesen wäre, ihm den Schmuck zu opfern, dann konnte man allerdings nicht wissen, was für einen abenteuerlichen Plan er verfolgen würde. Aber den Schmuck hält sie fest. Sie wird ihn vor Reßmann zu hüten wissen. Nur gut, daß sie vor seinen Plänen darauf gewarnt ist. Nun sieht man erst recht, zu was die Cassette gut ist.

Doch kommen da nicht schon die ersten Gäste?"
Wirklich knarrte eben die Droschke unter der Einfahrt, die Hella und Curt von dem Bahnhof brachte.

Der Diener kam und meldete sie.

Frau Reßmann klingelte nach Rahel, um mit ihrer Hilfe den Schmuck anzulegen, der ihre Toilette vervollständigen sollte.

Reßmann verließ das Zimmer, um die Beiden zu empfangen.

VIII.

Entree.

Es flimmerte Reßmann vor den Augen, es zuckte ihm in den Händen, als er das Zimmer seiner Frau verließ. Der Spott, mit dem sie ihn behandelt hatte, brachte sein leidenschaftliches Blut in Wallung, nur die Selbstbeherrschung, die er sich in seinem wildbewegten Leben erworben hatte, hielt ihn von einem Ausbruch zurück.

Er sah sie seinen Lebensplänen mit gleichgiltigem Uebermuth gegenübertreten. Es war eine letzte Probe, die er mit ihr machen wollte. Das Ergebniß lag vor. Er war mit ihr fertig.

Er hatte verschiedene Pläne für seine Zukunft. Einer, den man ihm aus Hamburg antrug, forderte seine alsbaldige Entscheidung. Am andern Morgen wird er sich dahin begeben. Jeder Augenblick, den er im Hause seiner Frau weilte, drückte auf ihn.

Im Hause seiner Frau!

Von der geliebten und liebenden Frau hätte er Alles dankbar empfangen, aber Lizzy war ihm weder das Eine noch das Andere mehr. Aus ihren Worten hatte es deutlich hervorgeklungen, wie sie das, was er von ihr bezog, wie eine Wohlthat, beinahe wie ein Almosen betrachtete.

So weit war er gesunken!

Es war keine Uebertreibung, daß er es in einer Ehe mit Lizzy gewagt haben würde, auf jede Gefahr hin, auch auf die der äußersten Noth. Was Reßmann vom Leben forderte, war nicht der ruhige Genuß, es war die Erregung. Ein unbesieglicher Drang nach Auslösung seiner leidenschaftlichen Natur war in ihm lebendig.

Deshalb verstanden sich Lizzy und er nicht und konnten sie sich nicht verstehen; in den tausend Kleinigkeiten des täglichen Lebens sammelte sich Sandkorn für Sandkorn ein Berg von Zwistigkeiten. Die Reibung wurde immer stärker und fühlbarer.

Eine Art körperlichen Widerwillens gegen Lizzy bemächtigte sich Reßmanns zuerst wegen ihrer Art, zu essen. Die Wichtigkeit schon, die seine Frau auf die Bestellung ihres Tisches legte, erschien ihm unwürdig, erfüllte ihn mit Mißachtung. Lizzy hatte sich beim Essen einige Gewohnheiten angelegt, die sein reizbares

künstlerisches Gefühl verletzten. Namentlich wenn sie allein waren, that sie sich keinen Zwang an, einen Bissen, der sie im Munde angenehm gekitzelt hatte, nachzuschmatzen; beim Verzehren der Suppe und beim Trinken ließ sie ein Glucksen hören, das ihm durch alle Nerven ging.

Wenn sie bei einer Lieblingsspeise immer aufs Neue ihren Teller füllte, hinter einander ein paar Gläser Wein hinunterschüttete, erfaßte ihn eine Ungeduld, daß er unter irgend einem Vorwande den Tisch verließ.

Für alles das hatte Lizzy nicht das geringste Verständniß. Sie betrachtete es als selbstverständlich, daß man sich der guten Dinge, die man hatte, erfreute, wie man nur konnte. Das Reiten schärfte ihren schon vom Hause aus sehr guten Appetit, und ein gewisser Cynismus, den sie sich im Umgang mit Lobenstein angewöhnt hatte, ließ sie die Zurückhaltung, die sich Reßmann im Essen und Trinken auferlegte, lediglich als eine Zimperlichkeit und lächerliche Ziererei erscheinen.

Lizzy war in der That mehr von Lobenstein'scher Art und Weisheit durchtränkt, inficirt, wie Reßmann sagte, als sie es sich selbst eingestehen mochte. Die skeptischen Ansichten über Welt und Menschen, die in

dem Munde eines alten Geschäftsmannes, mit leiser Ironie vorgetragen, noch einen humoristischen Beigeschmack hatten, erschienen, von einer jungen Frau ausgehend, bereits eher abstoßend. Jedenfalls stand Reßmann unter diesem Eindruck. Ein Bild, pflegte er zu sagen, kann man sich schon gefallen lassen, mag es sein, wie es will, ist es nur ähnlich, so ist es ein Stück Natur. Aber ein verwischter Abklatsch ist unter allen Umständen häßlich. Lobenstein hat auf Lizzy abgefärbt.

Für Lobenstein hätte man noch sagen können, daß er durch ein Leben voll Thaten, darunter auch manche gute Thaten, für das Schnodderige seiner Aussprüche entschädigte. Auf den Egoismus und das Genußleben Lizzys übertragen, fehlte dem jede Milderung.

Wenn Lizzys Wesen Reßmann mehr und mehr abstieß, so haßte er Lobenstein. In ihm sah er den Mann, der seine Lizzy verdorben hatte, dessen Vermögen sie jetzt noch seinem Einfluß entzog.

Da Wohlthaten, von einem Wohlthäter empfangen, den man mißachtet, eine Demüthigung, eine Beleidigung sind, so haßte er Lobenstein selbst wegen des Geldes, das er aus seinem Vermögen zog.

Darin hatte Lizzy ganz richtig gesehen.

Unter seinen Haß gegen alles Lobenstein'sche fiel auch die arme Rahel, die von Herzen gewünscht hätte, in allen Dingen es ihm recht zu machen.

Er mußte sich manchmal gewaltsam zusammennehmen, daß er das große triumphirende Bild Lobensteins nicht zerschlug und zerstampfte.

Eine Eifersucht über das Grab hinaus — lächerlich! — philosophirte darüber Lizzy.

Was war denn aus ihr geworden, aus ihr, seiner Herzensliebe? Sie hatte, als Reßmann sich in sie verliebte, natürlich schon alles das im Keime in sich getragen, was sich unter Lobensteins Einfluß jetzt in ihr ausgebildet hatte. Aber er hatte es in seinem Enthusiasmus übersehen, andere Eigenschaften, die sich damals regten, waren jetzt erstickt. Sie, so lieblich und einfach in ihrer Erscheinung, so gewandt und sympathisch in ihrem Gespräch, so offen für alle Schönheiten der Natur und der Kunst! Wie hatte ihn das entzückt, wie hatte er jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Selbst die Eleganz, die sie mit den geringsten Mitteln um sich verbreitet hatte, und die ihn so sehr fesselte, war einer lässigen Gleichgiltigkeit in Bezug auf ihre äußere Erscheinung gewichen. Sie überließ die Sorge dafür Rahel.

Kokett war Lizzy in keiner Weise, sie verkehrte

gern mit Männern, die sie amüsirten, als guter Kamerad. Aber weiter gingen ihre Ansprüche nicht, weder die ihres Herzens, noch die ihrer Sinne.

Als Hellas Ankunft in der Villa gemeldet wurde. hatte Reßmann sich beeilt, ihr entgegen zu gehen, Er hätte das um Alles nicht Lizzy überlassen. Es drängte ihn aus dem Zimmer hinaus, von ihr fort. Zu Hella riß es ihn mit allen Fibern. Seit er sie wiedergesehen, fühlte er mit ihr ein inneres Beziehen, das Weben einer sich immer vertiefenden Sympathie. Ihre Gegenwart erinnerte ihn an die Zeit seiner jungen Liebe, deren theilnahmsvolle Vertraute sie gewesen war. Damals hatte ihn oft die Aehnlichkeit in den beiden Cousinen frappirt, die viel mehr in ihren Bewegungen, in der geistigen Physiognomie der Beiden zu Tage trat als in ihrer körperlichen Erscheinung. Das Gefühl, das er damals für Lizzy empfand, hatte auch seine Strahlen auf Hella geworfen, wenn auch die Gluth für Lizzy vorbehalten war. Scherzhaft hatte sich Lizzy manchmal gestellt, als wäre sie auf Hella eifersüchtig, was dann die Drei zu toller Heiterkeit und zu den ausgelassensten Späßen begeisterte.

Als Reßmann dann nach so viel Jahren bei einem Besuch in Wannsee Hella vor sich sah, in der

Feinheit und Eleganz ihrer Erscheinung, in dem eigenthümlichen Anflug von Schwermuth, der wie ein leichter Schleier auf ihrer natürlichen Heiterkeit lag, der mit seiner Seelenstimmung so harmonirte, da erschien sie ihm wie die Erinnerung, wie das Ideal seiner Jugendliebe. Und mit Bitterkeit bemerkte er, wie vulgär und gewöhnlich sich Lizzys Gehenlassen neben Hella ausnahm.

An Grund, sich über ihren Gatten zu beklagen, hatte es Frau Reßmann sicher nicht gefehlt.

Ohne bestimmte Beschäftigung und ohne Halt im Hause ging er den Zerstreuungen nach, die sich ihm darboten. Man sprach von seinen Liebschaften mit anderen Frauen; namentlich mit einer bekannten Schauspielerin, Corinna Rodstock, wurde er lange zusammen genannt. In der letzten Zeit hatte er sich von ihr zurückgezogen. Aber nun war sie es, die nicht von ihm lassen wollte und ihn mit ihrer Leidenschaft verfolgte. Sie hatte sogar verstanden, sich mit Frau Lizzy anzufreunden. Für diesen Abend hatte sie eine Einladung erhalten, natürlich ohne daß Reßmann darüber gefragt worden war. Ein kleiner Scherz, den sich Frau Lizzy gestattete. Eifersüchtig war Frau Lizzy nicht. Nicht im Geringsten.

Daß die Reßmanns nicht gut zusammen lebten,

das war allmählich durchgesickert. Die Welt stellte sich dabei auf die Seite von Frau Lizzy. Sie war der Welt bequem und leicht verständlich. Man bedauerte sie, daß sie an einen solchen Mann gerathen sei . . .

Der Droschkenkutscher, der Hella und Curt von der Station nach der Villa Lobenstein fuhr, brauchte nicht erst mühsam nach der Hausnummer zu forschen. Sein Kutscherinstinct ließ ihn dort halten, wo aus allen Fenstern bereits ein heller Lichterglanz ausströmte, die breite Einfahrt weit geöffnet stand. Ohne Zweifel das Festhaus.

Eine Droschke zweiter Güte! Am Bahnhof hatte keine andere gestanden. Mit einiger Vorsicht legte der Portier seine weißbehandschuhten Finger auf den Griff des Schlages, wie Jemand nicht ohne Widerstreben nach einer Spinne greift. Er war auch schon mit sich einig, daß Gäste, die seinen aristokratischen Hof mit derartigem Fuhrwerk encanaillirten, nur einen kühlfragenden Blick und einen unbemerkbaren Gruß beanspruchen konnten.

Sein Gesicht drückte indessen unverhohlenes Staunen aus, als er aus dem plebejischen Fuhrwerk Hella mit Curt von Olzen sich entwickeln sah, die er als nahe Verwandte seiner Herrin kannte.

Dann lächelte er, als wolle er sich beeilen, die scherzhafte Seite dieses Aufzuges zu betonen, dann machte er die tiefste Verbeugung, die ihm bei seinen abgerundeten Korperformen überhaupt zu Gebot stand.

Die beiden Ankömmlinge hatten den Seelenvorgängen, die sich auf dem Gesicht des Portiers spiegelten, weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt. Curt verabschiedete sich von seiner Schwester; er habe vor dem Diner noch Einiges zu besorgen. Ein herbeigeeilter Diener bemächtigte sich des Gepäcks von Hella, und diese trat in die Halle.

Ein eigenes Gefühl durchströmte Hella, als sie durch die blüthenbeladenen Sträuche, die sich an den Wänden reihten, in die lichtdurchtränkte Halle gelangte. So mag es dem Schmetterling zu Muthe sein, den ein kalter Oststurm in eine dunkle Baumspalte gescheucht hatte, und der in der rückkehrenden Sonne seine Flügel ausbreitet. Sie sog es förmlich ein, das überstrahlende Licht, den Duft der Blumen, den Luxus, den die ganze Umgebung ausströmte. Die Olzen'schen Portraits, die in der Halle hingen, das Olzen'sche Wappen, das sich über dem Bild des Stammhauses blähte, gaben ihr ein Gefühl des Familienstolzes und zugleich der Heimathlichkeit. Noch vor Kurzem hatte sie sich ganz auf dem Boden liegend

empfunden, jetzt richtete sie sich wieder auf in ganzer Höhe. Der Diener reichte ihr ein Telegramm. Sie öffnete es langsam, wie wenn sie fürchtete, der Inhalt könne ihr eine Illusion zerstören. Dann las sie:

„Aufgegeben Gießen. Hurrah, unterwegs! Dein überglücklicher Fritz."

Und ein triumphirendes Lächeln zog über ihr Gesicht.

Alles ganz nach Wunsch.

Unter diesen Eindrücken hatte sie selbst für Reßmann, der die Treppe heruntergeeilt kam, einen Gruß, der an die alte Zeit erinnerte. Nur als er ihre Hand etwas länger festhielt, zog sie dieselbe rasch zurück.

Der Diener nahm ihr Mantel und Kapuze ab. Mit einer unwillkürlichen Bewegung erhob sie die Arme, um die durch die Kapuze verschobenen Haare zu ordnen. Sie warf dabei einen Blick in den Spiegel, und ihr Auge traf darin auf das Bild Reßmanns, der, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt leicht vorgestreckt, den Mund halbgeöffnet, als unterdrücke er einen Zuruf der Bewunderung, auf sie schaute.

Von allen Genüssen, die ihr die Welt bieten konnte, war es immer noch ihr größter, die Huldigungen der Männer auf sich zu sammeln. Und dieser neue

Beweis dafür, daß ihr Reich noch nicht zu Ende sei, that ihr ungemessen wohl.

Sie verharrte noch einen Augenblick länger in ihrer Stellung, als unbedingt nöthig gewesen wäre, wie um den Reiz des Augenblickes auszukosten.

Wie sie dastand, die zartgerundeten Arme hinten um das Haupt geschlungen, erinnerte sie Reßmann an die Statue der ruhenden Cleopatra.

Und jetzt konnte er ein bewunderndes leises Ah nicht mehr zurückhalten . . .

Allein sie schien es zu überhören . . .

Langsam ließ sie die Arme sinken, während sie sich umkehrte.

„Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen. Lizzy ist mit ihrem Anzug immer noch nicht fertig. Eben ist sie dabei, sich mit dem Familienschmuck — Sie wissen ja — zu behängen.“

Diesen Stich konnte Reßmann sich nicht versagen. Gegen wen er gerichtet war, konnte man kaum unterscheiden. Hella zog vor, ihn auf sich zu beziehen.

„Ich habe keine Ursache, ihr das zu verdenken. Es ist ihr Recht.“

„Sie hätte sich als Kammermädchen ihren Rechtsanwalt kommen lassen sollen,“ sagte Reßmann höhnisch, „um ihr die Kinkerlitzchen anzuheften mit Kanzlei-

strippe und dem Gerichtssiegel. Ich glaube, er kommt auch heute Abend. Es ist ein Verwandter Ihres Bräutigams, der Ihnen den Schmuck abgenommen hat. Wie sonderbar sich das trifft."

„Sicher ist das nicht Fritz Vollborns Schuld," sagte Hella.

„Ganz richtig. Wer kann für seine Verwandten?"

Sie waren die Treppe hinaufgegangen.

„Da ist ja Vieles verändert," sagte Hella, sich umschauend.

„Ja. Hier durch die Glasthür geht es nach dem angebauten Pavillon. Dort ist Ihr Zimmer. Doch werfen Sie erst einmal einen Blick in unseren Saal. Er ist nicht mehr zu kennen."

Er stieß die Flügelthüren auf.

Der Saal prangte schon in vollem Lichterglanz. Er war ganz leer, nur auf der einen Langseite zog sich eine Reihe Fauteuils.

Man bekam einen flimmernden Eindruck von weiß, blau, roth und Gold.

„Prächtig," rief Hella, wirklich entzückt.

„Die Lobensteins haben ihn Lizzy zu ihrem letzten Geburtstag ausmalen lassen. Ja, sie machen ihre Sachen groß. Sie haben's dazu. Betrachten Sie

sich die Wandgemälde. Es ist wirklich der Mühe werth."

Der Saal war im Rococostil gehalten. Acht große Bilder waren in die Wand eingelassen. Schäfer und Schäferinnen in Watteau'scher Manier, tanzend, spielend, frühstückend, sich zankend und sich versöhnend. An der hinteren Querwand ein Souper von gepuderten Herren und Damen. Dazwischen Medaillons mit Fruchtstücken, Blumen und humoristischen Thierköpfen.

Hella ging von einem Bild zum anderen.

„Was haben Sie daran auszusetzen?" rief sie.

„Ich? Gar nichts," sagte Reßmann; „die Leute auf den Bildern sind ja in ihrer Art glücklich. Wie wohlgenährt und gesättigt sie Alle aussehen! Ich mache mir nichts aus satten Personen. Doch das ist persönlich."

„Wollen Sie wohl tragische Scenen in einem Ballsaal malen lassen? Hier soll man sich doch endlich einmal seines Lebens freuen!"

„So ein leerer Ballsaal," fuhr Reßmann fort, „giebt immer zu denken. Sie, Hella, betrachten ihn wie ein Feldherr, der das Schlachtfeld prüft, auf dem er seinen nächsten Sieg zu erringen sicher ist. Mir

spricht er nur von zu Grabe getragenen Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen."

„Wenn irgend Jemand, hätten Sie wohl Ursache, glücklich zu sein," sagte Hella.

„Ich war glücklich damals, als Sie bei Lizzys Vater zum Besuch waren, in dessen ärmlichem Haushalt, als Sie und Lizzy mir die Kartoffeln pellten und sie mir als Trüffeln, Austern und Ananas aufschwatzten. Hier bin ich's nicht. Ahnt Ihr feiner Sinn nicht, Hella, in welcher Atmosphäre ich hier existire? Eine Luft, in der ich ersticke. Halten Sie es für ein Glück, auf Lobenstein'sche Kosten zu Tode gefüttert zu werden? Von Ihnen wenigstens, Hella, hätte ich Mitleid erwartet."

„Es ist mir neu, daß Sie darauf Anspruch erheben," sagte Hella spöttisch.

„Sie sollten nicht spotten. Aber, was wissen Sie von mir? Was die Welt klatscht, oder was Lizzy Ihnen einbläst. Sie sollen, Sie müssen mir Gelegenheit geben, mich zu vertheidigen, zu erklären. Ich kann das im Namen der Freundschaft fordern, die uns früher verband."

„Das lehne ich entschieden ab," sagte Hella. „Wie Sie Ihr Leben mit Lizzy einrichten, das ist Ihre Sache."

Sie wandte sich, zu gehen.

„Bitte, wo ist mein Zimmer?“ sagte sie.

Reßmann trat ihr rasch nach.

Eben kam Frau Reßmann, welche das Paar durch die geöffnete Saalthür sah, auf sie zugerauscht.

Der Schmuck, den sie trug, glitzerte und flimmerte im Gaslicht. Der große Brillantstern in dem hochfrisirten Haar, die Ohrgehänge mit den bläulich-weißen Perlen wie Vogeleier groß, das emaillirte Halsband in bunten Edelsteinen und dann die Broche mit dem großen Solitär.

Gerade wie ihre Mutter es ihr beschrieben hatte!

Wie gebannt hing Hellas Blick an diesen Herrlichkeiten, von denen sie wachend und schlafend geträumt hatte.

Das könnte, das müßte Dein sein — flüsterte es in ihr.

Frau Reßmann schien diesen Gedanken zu errathen. Sie faßte Hellas beide Hände.

„Wie danke ich Dir, daß Du gekommen bist, Du süßes Mädchen,“ rief sie. „Und was den Schmuck betrifft — Du hast ihn Dir gleich gemustert, das sah ich —, so hoffe ich, Dich noch zu überzeugen, daß es zu Deinem Besten ist, zum Besten aller Olzen, wie es gekommen ist. Davon plaudern wir ein ander

Mal. Aber nun laß Dich umarmen und küssen. Das wahre Olzen'sche Familienkleinod, das bist jetzt Du!"

Sie schlang die Arme um Hella und küßte sie auf beide Wangen.

Mit leisem Klageschrei riß sich Hella aus der Umarmung los und schaute nach ihrem Busen.

Der Solitär hatte eine kleine Ritze dort gezogen, auf der sich ein Blutstropfen sammelte.

„Wie ungeschickt ich bin!" rief Lizzy.

Sie wollte mit dem gestickten Battisttuch den Tropfen abwischen.

„Lass' ihn!" rief Reßmann dazwischenstrebend. „Er ist schöner als alle Deine Steine."

„Doch glücklicherweise nicht so dauerhaft," sagte Lizzy, rasch den Tropfen auftupfend. „Und nun komm' nach Deinem Zimmer. Rahel soll Deiner Toilette noch einen kleinen Pli geben — obgleich sie es nicht mehr nöthig hätte — denn Du siehst entzückend aus. Die Nixe von Wannsee! Doch Rahel versteht sich darauf . . ."

Das Fremdenzimmer lag gleich hinter dem Glascorridor im Pavillon. Ein recht behagliches, wohnliches Gemach. Ein großer Camelienstrauß lag auf dem Tisch.

„Für den Fall, daß Dein Bräutigam keine Zeit mehr hat, ein Bouquet zu besorgen. Denn er hat das erste Recht. Er telegraphirte mir um die Erlaubniß, seinen Vetter mitzubringen, Doctor Cranius, den Rechtsanwalt.“

„Natürlich, mit Wonne. Ich hatte ihn schon ohnedies gebeten, ohne Euer Verhältniß zu kennen. Aber er hatte mir abgesagt, denn er ist ein Bär. Du kennst ihn nicht?“

„Persönlich nicht,“ sagte Hella.

„Und was Deinen Bräutigam betrifft — was ich von ihm höre, gefällt mir — ich glaube, mit ihm kann man seines Lebens froh werden, kein so launenhafter, unberechenbarer Mensch wie mein Reßmann. Halte ihn recht warm, Deinen Bräutigam, die paar Wochen noch bis zur Hochzeit, bis die Sache unlösbar ist. Ich habe so eine Ahnung, daß es immer noch Finger giebt, die sich dazwischen schieben wollen.“

„Auch mein Bräutigam hat so etwas angedeutet. Was kann es sein?“

„Denke nicht weiter daran. So was kommt oft vor. War auch der Fall, als Lobenstein und ich uns heirathen wollten. Es hat sie doch nichts genützt. Erst recht, sagte Lobenstein. Ich werde Dir jetzt Rahel schicken.“

An der Thüre besann sie sich.

„Noch Eins,“ sagte sie. „Nimm Dich vor meinem Mann in Acht. Ich sage es nicht aus Eifersucht. Die habe ich mir gründlich abgewöhnt in seiner Gesellschaft. Ich weiß ja, ist es die Eine nicht, so ist es die Andere. Ich spreche um Deinetwillen.“

„Ich danke für die Warnung, aber was Du da andeutest, ist ganz undenkbar, unmöglich.“

„Wenn Du es für unmöglich erklärst, so ist die Sache um so gefährlicher. Bei Euch nervösen Frauen — denn Ihr seid Alle nervös, Ihr Olzen — ich weiß nicht, wie ich dazu komme, daß ich eine Ausnahme mache, vielleicht weil meine Mutter ein Bauernkind war — bei den Olzen'schen Frauen kann man darauf schwören, daß sie gerade das in der nächsten Minute thun, was sie in der vorhergehenden für unmöglich erklärten. Je mehr man auf eine Gefahr vorbereitet ist, um so eher kann man ihr entgehen.“

„Fürchte nichts,“ sagte Hella. „Da ist ja auch Deine Rahel.“

Es war ihr offenbar lästig, das Gespräch fortzusetzen.

Rahel trat dienstbereit neben Hella.

„Sonderbar,“ sagte Lizzy, die Zwei betrachtend, „wie sehr Ihr Euch in Größe, Figur und Haltung

gleicht. Ihr seid ja auch Beide aus einer Landschaft. Das könnte," sagte sie mit etwas grobem Lachen, allerlei zu denken geben. Denn ich kenne unsere Olzen. Aber so etwas trifft sich. Es sind ja Beide alte Rassen, die Lobensteins und die Olzens. Ganz entfernte Basen seid Ihr ja doch, wenigstens angeschwägert."

Hella verzog etwas das Gesicht.

„Sei ruhig, mein Kind," fuhr sie zu Hella gewandt fort, „es bleibt unter uns. Die Welt ist zu dumm für solche feinen Dinge."

Hella verbat sich die Hilfe von Rahel. Sie werde sich besser allein helfen.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte Lizzy, mit Rahel sich zum Abgehen wendend. „Aber komme bald, ich höre schon die Wagen anrollen, ich denke, Dein Bräutigam wird wohl nicht unter den Letzten sein."

IX.

Hotel Bellevue.

In dem Zimmer eines oberen Geschosses im Bellevue-Hotel in Berlin schritt ein junger Mann mit allen Zeichen der Ungeduld den kleinen Raum auf und ab. Er trug die Offiziersuniform eines rheinischen Infanterieregimentes mit dem Gradzeichen eines Premierlieutenants und war offenbar für eine Gesellschaft angekleidet.

Er griff nach der Zeitung, die auf dem Tische lag, und starrte ein paar Augenblicke hinein. Endlich bemerkte er, daß er das Blatt verkehrt in der Hand hielt. Halb ärgerlich, halb lachend warf er es auf die Erde.

„Das verdammte Wartenlassen," rief er, „kann Einen noch verrückt machen!"

Er musterte die Möbel Stück für Stück; es waren nicht viele. und jedes sah aus, als hätte er es schon hundert Male gesehen. Das Oelgemälde im

vergoldeten Rahmen, mit etwas Grünem drin, das jedenfalls ein Wald war, wenn es keine Wiese war, die Commode, das Fauteuil, alles gleich elegant und gleich nichtssagend. Dann eilte er an das Fenster. Aber er sah nichts als eine graue Berliner Nacht, die unten auf dem Platze lagerte, in die das elektrische Licht aus den großen Laternen des Hotels sich mühsam einbohrte.

„Schon sechs Uhr," rief er, auf die Stutzuhr auf dem Kaminsims schauend. „Nicht einmal mit Fußstampfen kann man sich hier Luft machen; die dummen dicken Teppiche confisciren Einem das bischen Lärm, das man machen könnte."

Etwas länger verhielt sich der junge Offizier vor dem Spiegel, nicht ohne Wohlgefallen beschaute er sich darin. Man mußte sagen, er paßte vortrefflich in die Uniform. Schlank und kräftig gebaut, von ungezwungener Haltung, das frische, offene Gesicht nicht zu schön und nicht zu häßlich, nicht zu klug und nicht das Gegentheil. Er sah etwas jünger aus als seine Jahre; denn er war doch schon Premier. Das Haar war vorschriftsmäßig frisirt, das stimmte. Jetzt den Kragen noch etwas heraufgerückt — dann den Schnurrbartspitzen den letzten unternehmenden Schwung.

Da klopfte es.

„Endlich!“ rief Fritz Vollborn, denn das war der junge Offizier, Hella von Olzens Bräutigam.

Mit einem Sprung war er an der Thür, die er aufriß.

„Endlich!“ wiederholte er, als sich auf der Schwelle ein Mann mit dunklem Vollbart im Cylinder zeigte. Er trug einen Radmantel, unter dem die Gesellschaftstoilette herausschaute.

Der Eintretende stand ungefähr in der Mitte der Dreißig, er war kurz und untersetzt, mit scharfen, dunklen Augen und einer Hakennase. Sein Name war Cranius, sein Stand Rechtsanwalt, seine Firma Röpel und Cranius. Sein Verwandtschaftsgrad mit Fritz Vollborn war nicht leicht zu bestimmen, aber er existirte, war anerkannt, und die Beiden nannten sich Du.

„Ich weiß nicht, Vetter,“ sagte er, „was Du mit Deinem Endlich meinst. Es ist noch nicht Dinerstunde. Zu früh zu einem Diner zu kommen ist komisch für Einen selbst; zu spät, ist nur unbequem für die Anderen. Ich ziehe das Letztere vor. Aber freilich, ich habe nicht mit der Ungeduld eines Bräutigams gerechnet.“

„Du hast Recht,“ sagte Vollborn, „und Dank, daß Du gekommen bist.“

Die Beiden sahen sich einen Augenblick prüfend an.

Fritz Vollborn hatte einen bestimmten Verdacht, daß die ungünstige Stimmung, die bei ihm zu Hause gegen seine Verheirathung mit Hella herrschte, zum größten Theil auf die Berichte von Cranius und seinen Einfluß zurückzuführen seien; darin täuschte er sich auch keineswegs.

Vollborn hatte es sich überlegt, wie er mit Cranius verfahren wolle.

Alsbald mit ihm zu brechen, lag am nächsten.

Aber Cranius hatte sich schon bei einigen Gelegenheiten ungemein nützlich und dienstwillig für Vollborn erwiesen; er hatte früher stets bei ihm eine Neigung für sich gespürt. Seinen Bemühungen hatte er es zuzuschreiben, daß er als Avantageur bei seinem Regiment angenommen worden war. Und dann sträubte sich außer seiner Dankbarkeit und seinem Familiensinn noch etwas Anderes in ihm gegen einen Bruch mit Cranius.

Es war die Zähigkeit, mit welcher Vollborn Jeden festhielt, zu dem er einmal eine Neigung gefaßt hatte; das hatte ihm schon manche Unbequemlichkeit gebracht, denn ein Jeder kann doch in dieser Welt eine Anzahl verkrachter Existenzen aus seinen Freunden herauszählen, und der Weltbrauch ist, diese

so rasch und so gründlich wie möglich von sich abzuschütteln.

Sehr einfach, bequem und ungemein sicher ist dieses Recept. Aber Vollborn hatte es immer zurückgewiesen, oft zu seinem Schaden. Um so weniger wollte er Cranius aufgeben.

Vielmehr war er sicher, ihn zu Hella zu bekehren. Er brauchte sie ja nur zu sehen, sie kennen zu lernen, und Alles war in Ordnung.

Die Meinung, die Cranius von der Angemessenheit seiner Ehe mit Hella hatte, focht ihn nicht weiter an. „Er ist eben ein Kauz,“ sagte er sich, „man muß ihn nehmen, wie er ist.“

Und ein Kauz war Cranius unbedingt.

Er gehörte zu denen, die in Berlin nicht warm werden. Seine Heimath blieb ihm das Rheinland; seine Erholung war ein rheinischer Stammtisch mit Moselwein. Er blieb in Berlin, weil es der Kampfplatz war, in den er sich verbissen hatte. Vielleicht auch, weil er es trotzdem nicht entbehren konnte. Seine Feinde, und er hatte deren viele, nannten ihn querköpfig und verbissen, diejenigen, deren Prozesse er gewonnen, rühmten seinen Eifer und seine Umsicht; daß er eine glückliche Hand hatte, trotz seiner Derbheit riesig verschlagen und klug war, konnten weder

Freunde noch Feinde leugnen. Zu der katholischen Kirche hielt er sich, just weil man in Berlin protestantisch war, was übrigens gar nicht hinderte, daß er an seinem Stammtisch über die „verfluchten Pfaffen" schimpfte. Die oft wiederholten Versuche, ihn zu verheirathen, hatte er stets mit Hohn zurückgewiesen. Die höhere Gesellschaft, wie er das hieß, mied er grundsätzlich.

Fritz Vollborn hatte sich seiner für den Abend durch das bemächtigt, was Cranius einen telegraphischen Ueberfall nannte. So wenigstens drückte sich Cranius aus, als er jetzt ein Telegramm von Vollborn entfaltete und vorlas, folgenden Inhalts:

„Bitte mir heute Abend bei Familiendiner in Familie Braut assistiren. Rendezvous Bellevue-Hotel Abends sechs. Vollborn."

„Der Vollborn, der diese Ordre erlassen hat, bist doch Du?" sagte Cranius. „Und wo soll ich geopfert werden?"

„Natürlich bin ich es," rief Vollborn. „Du bist der einzige hier erreichbare Vetter, Du sollst meine Familie repräsentiren und den Glanz Deiner Persönlichkeit über mich und das Fest ausgießen. Vor Allem sollst Du meine Hella kennen lernen."

Cranius' Stirn verfinsterte sich etwas.

„Du willst es. Ich schlage es aus verschiedenen Gründen nicht ab. Du kennst meine Stellung zu der Sache. Wäre es nicht besser für uns Zwei, ich bliebe weg?“

„Im Gegentheil. Ich fühle, es wird Alles in die Reihe kommen. Das Diner ist bei Reßmanns, die Dich, wie es scheint, recht gut kennen.“

„Du meinst doch Reßmanns in der Fasanenstraße?“

„Dieselben. Warum?“

„Und Deine Braut heißt Hella von Olzen aus der schlesischen Familie von Olzen, ein Nachgeschwisterkind von Lizzy Reßmann?“

„Das stimmt Alles.“

„Das habe ich mir ja gleich gedacht,“ sagte Cranius. „Denn einer in der Welt muß es doch immer gethan haben. So wisse, ich habe als Rechtsanwalt einen Proceß über einen Familienschmuck für die Reßmann gegen Deine Olzen geführt und gewonnen. Das heißt, der Gegenanwalt hat den Proceß verloren. Mit anderen Worten, ich habe die Familie Deiner Braut und damit auch Dich um ein schönes Stück Geld gebracht. Meinst Du nicht, daß ich vom Diner besser fortbleiben sollte?“

„Hm!" rief Vollborn betreten — „sie haben den Proceß verloren — wie schade, das schmerzt mich für Hella, die so an der Sache hing. Da hättest Du freilich etwas Klügeres thun können. Aber Hella ist ein so großartiges Mädchen; sie wird Dir das sicher nicht nachtragen. Und sie ist auch reich genug, um den Verlust zu verschmerzen."

„Das weißt Du so sicher?" sagte Cranius. „Eure Hochzeit ist wohl schon bestimmt?"

„Im Mai oder Juni, so denken wir. Wie war denn das eigentlich mit dem Schmuckproceß?"

„Ein Familienproceß. Familienprocesse sind nie schön, die bohren lange nach. Wir haben in unserer Familie nie Processe gehabt."

„Nie, nie," sagte Vollborn mit Nachdruck. „Aber Hella kann doch nichts für den Proceß."

„Wie sollte sie," sagte Cranius, „die Familie finde ich bedenklich. Doch erzähle mir etwas von Deiner Braut, Du kennst sie schon lange?"

„Meine Liebe zu Hella hat schon den vierten Geburtstag hinter sich," rief er, die Hand auf's Herz legend, „sie war auf einmal da und ist geblieben, hier sitzt sie unaustilgbar fest. Die erste Bekanntschaft haben wir in Saßnitz gemacht. Nach dem Manöver kam ich dahin. Rein fertig. Ich hatte schon so viel

Staub geschluckt, das ganze Luftmeer konnte ihn nicht aufsaugen, so viel Aerger von dem verruchten Kamaschenknöpfer, unserem — nun von irgend Einem, ich glaubte, ich brauchte die Ostsee, um ihn zu ersaufen, den Aerger nämlich; denn den Andern, heißt das meinen Hauptmann, gelinde zu ersäufen, was mindestens ebenso gut gewesen wäre — das ging gegen die Kriegsartikel.

„Ich komme also in Saßnitz an, pikfeiner Civilanzug von Brechtel, Hut melancolico — ma non troppo, sitze allein, verschwinde bei Tisch hinter einer ungeheuren Zeitung. Treibe dies so zwei Tage. Langweile mich ungeheuer. Am dritten Tage schiele ich bei Tische neben meiner Zeitung heraus, sitze neben wunderschönem Mädchen. Sie sieht mich an und lacht, lacht laut. Ich frage pikirt: „„Darf ich fragen, warum Sie lachen, meine Gnädigste?““ „„Sie studiren wohl die verkehrte Welt?““ sagt sie mir und zeigt die weißesten Zähne hinter dem rosigsten Mund. Ich betrachte meine Zeitung, und da habe ich wieder mein gewöhnliches Pech. Ich hatte sie verkehrt in der Hand — und denke Dir, das war mir schon die zwei Tage vorher geradeso passirt. Ich überlegte, ob ich alsbald abreisen oder mich in meine Nachbarin verlieben sollte. Und wie Du siehst, habe ich das Letztere gewählt.“

„Das ist eine lustige Einleitung zu einer ernsten Sache.“

„Gewiß, Du hast Recht. Die Ehe ist ernst, sehr ernst. Aber denke nur nicht, daß Hella nicht auch ernst sein kann. Nur ihre Stimmungen wechseln so rasch, so rasch, ich kann ihnen kaum folgen. Ich denke, sie ist bei einer Sache, da ist sie schon weit, weit hinweg. Aber einen Chic weiß sie Allem zu geben, was sie sagt, was sie trägt, was sie thut — unvergleichlich. Doch wie sie ist, ist sie die Liebste, Schönste, Holdeste auf der ganzen Welt, und wenn ich denken sollte, ich sollte ohne sie leben — rein unmöglich wäre es mir.“

„Wir waren doch eben noch am Wirthstische in Saßnitz,“ sagte Cranius, „und jetzt sind wir so weit, da muß doch auch etwas dazwischen liegen.“

„Du verlangst eine regelrechte Instruction als Rechtsanwalt. Es steckt auch in der That viel dazwischen, drei Jahre voll von Angst, tiefer Verzweiflung und endliche glücklichste Erhörung. Ich wandte mich an einen Kameraden von der Garde, ob er mich bei der Familie einführen wolle. Natürlich sagte er sehr gern. Aber wenn ich Ihre Stimmung recht verstehe, so lassen Sie es lieber. Denn Hella von Olzen hängt sehr hoch, und Sie werden vielleicht keine an=

genehmen Erfahrungen machen. In der That, sie waren zuerst recht unangenehm. Selbst einen Tanz versagte sie mir auf dem Ball in Saßnitz. Sie sei zu müde. Sie wollte wohl das erste Entgegenkommen wieder ausgleichen. Aber ich habe nicht nachgelassen. Ich war immer, wo sie war, jeden Urlaub, den ich erhalten konnte, habe ich in ihrer Nähe verbracht. Sie mußte sich schließlich daran gewöhnen. Im verflossenen Jahre war sie in Wiesbaden. Ich kannte die Familie, mit der sie dort war. Endlich hatte sie gelernt, meine unveränderliche Anhänglichkeit zu verstehen. Auf einem Balle im Cursaal gab sie mir das Jawort, und seitdem bin ich der glücklichste Mensch."

„Möge sich Alles zum Guten wenden," sagte Cranius nicht ohne Rührung. „Und nach dem Proceß fragst Du mich weiter nicht — auch nicht nach den Reßmanns, Deinen neuen Verwandten?"

„Was könnte das Alles nützen?" sagte Vollborn. „Ich heirathe ja Hella und nicht ihre Verwandtschaft und nicht ihren Proceß."

„Ich gestehe, Du bist nicht neugierig. Ich habe schon Manchen verliebt gesehen. So wie Dich noch Keinen. Du siehst nicht rechts, nicht links: immer nur das Eine — Hella —, es ist die reine Monomanie."

„Fängst Du schon wieder an?“ rief Vollborn scharf. „Du könntest sie doch wenigstens erst kennen lernen. Komm, es ist Zeit.“

„Da es denn sein soll,“ sagte Cranius, seinen Paletot anziehend, „so gehen wir; Deinethalben gehe ich mit, und weil ich jetzt wirklich Hunger habe. Sonst würde ich keinen Fuß in jenes Haus setzen.“

„Du bist doch ihr Rechtsanwalt.“

„Gerade deshalb,“ sagte Cranius. „Höre, Du rühmst die Vermögensverhältnisse Deiner Braut. Curt von Olzen soll doch recht stecken, und erfahrungsgemäß fressen die Brüder ihre Schwestern auf. Bei den Olzen ist aber die Kerze an beiden Enden angesteckt worden.“

„So laß mich endlich mit Deinem Rabengekrächz zufrieden,“ rief Vollborn, jetzt im Begriff, ernstlich unwillig zu werden. „Und wenn alles das wäre, ich brauche ja nicht so genau nach Geld zu fragen. Ja, ich sage Dir, wenn ich auf Eine gestoßen wäre, die gar nichts hätte . . .“

„Das wäre Dir wohl gar das Liebste gewesen, Du sonderbarer Schwärmer?“ rief Cranius.

„Ich glaube, ich hätte es übergeschluckt. Denn wenn man einem Mädchen Alles verdankt, so freut es

Einen, was man ihr auch zu Füßen legen kann. Doch Du verstehst mich doch nicht."

„Ich verstehe, daß Du närrisch verliebt bist. Gehen wir."

Und sie gingen.

Als sie in der Droschke saßen, frug Vollborn, um doch etwas zu sagen, was Frau Lizzy Reßmann von Hella halte.

„Diese Frau Lizzy," sagte Cranius, „ist eine ausnahmsweise vernünftige Frau, die das Ihrige zusammenhält. Zu dem Ihrigen rechnet sie auch ihre Familie, und sie sagt nicht mehr Böses von ihr, als absolut nöthig ist."

„Eine höchst gediegene Antwort das! Es ist doch immer aus demselben Guß, was Du da sagst. Aber nicht so viel frage ich nach der ganzen Welt," rief der junge Offizier und schnippte mit den Fingern in die Luft.

Er stieß gegen die Cigarre von Cranius, daß ihm das Feuer in die Hand sprühte.

„So laß doch meine Cigarre in Frieden," brummte dieser.

Die Droschke hielt in der Fasanenstraße.

X.

Vor dem Diner.

Noch stand Hella vor dem Toilettenspiegel, unbefriedigt. Sie konnte heute nicht fertig werden.

Der feine Hauch untadliger Frische, den sie sonst über ihre Toilette zu legen wußte, schien ihr heute zu fehlen. Als hätte die trostlose Fahrt von Wannsee herein ihn zerblasen.

Da meldete man ihr das Anfahren ihres Bräutigams.

Sie eilte ihm die Treppe hinunter entgegen.

Die Aufregung Fritz Vollborns war, als er das Haus betreten, als er die erste Stufe hinaufgeeilt war, auf den höchsten Punkt gestiegen. Seit Tagen war seine Seele auf diesen Augenblick des Wiedersehens gespannt, kein anderer Gedanke konnte in den Zauberkreis dringen, in welchem er seine Liebe zu Hella hütete.

Wie eine himmlische Erscheinung schien sie ihm jetzt entgegen zu schweben, als sie leichten Fußes die Stufen hinabschritt. In dichten, dunklen, leicht gewellten Flechten umrahmte ihr Haar jetzt Gesicht und Hals, bis es auf den Schultern einen Ruhepunkt fand. Nur wenige schlanke, hervornickende Schilfblätter waren hineingebunden, aber sie genügten, um den Rahmen anzudeuten, aus dem das feine, wachsbleiche Gesicht mit den halbgeschlossenen, stahlgrauen Augen herausschaute, als gehöre es einer anderen phantastischen Welt an, die der plumpen Wirklichkeit weit entrückt sei.

Vollborn brauchte sich nicht erst zu bücken, als er die kleine Hand mit den langgezogenen Fingern ergriff und sie in halbknieender Stellung an seine Lippen führte, als wolle er sie nie mehr loslassen. Sie erschien ihm schöner, anbetungswürdiger, als er sie je gesehen. Er vermochte nur einige zusammenhanglose Worte halb unbewußt zu stammeln.

Hella zog ihn empor.

Der enthusiastische Ausbruch, dessen Gegenstand sie war, hatte für sie etwas Befremdendes, beinahe Erkältendes. Ihre Seele, die schon auf einen leichten Reiz reagirte, versagte sich dem leidenschaftlichen Ansturm dieser Begrüßung. Es kamen ihr zum ersten Mal Zweifel, ob sie den Ansprüchen einer so über-

quellenden Natur Genüge leisten, ob sie ihr nur Stand zu halten vermögen würde.

Sie faßte sich.

Aber den Augenblick hingebenden Vertrauens, den sie schon nahe geglaubt hatte, fühlte sie sich entschlüpfen, und im raschen Uebergleiten ihrer Stimmung, das ihr so geläufig war, componirte sie sich eine harmlose, übersprudelnde Festfreude.

„Wie herrlich, daß Du gekommen bist — wie sehnlich habe ich Dich erwartet! Nur diese Nacht darfst Du in Berlin bleiben, Du Armer! Nun wollen wir auch fröhlich sein, ausgelassen fröhlich. Und sie bot ihm ihren Mund zum Küssen.

„Es ist gut,“ sagte sie, ihm endlich ihren Mund entziehend. „Ich sehe, Du hast Dir hier einen Zeugen für unsere Zärtlichkeit mitgebracht.“

Noch stand in der That Doctor Cranius da, wie er gekommen und schaute beobachtend auf die Scene, die sich vor ihm abspielte.

„Verzeiht Beide,“ sagte Vollborn, „das Glück macht egoistisch; ich habe es versäumt, Euch einander bekannt zu machen. Das hier ist mein verehrter Vetter Cranius, und daß Du nur meine geliebte Braut sein kannst, davon haben wir ihn, denk’ ich, that=

sächlich überzeugt. Oder soll ich das Liebesprotokoll aufs Neue mit einem Kuß untersiegeln?"

„Ich denke, es genügt," sagte Hella lächelnd abwehrend.

„Ihr Name ist mir nicht unbekannt, wie Sie sich denken können," so wandte sie sich an Cranius. „Ich freue mich, daß er jetzt in einer so freundlichen Beziehung an mich herantritt."

Sie reichte ihm ihre Hand mit dem Anstand einer Weltdame und der tastenden Vertraulichkeit einer neuen Verwandten.

Selbst Cranius konnte sich dem bestrickenden Reiz der Erscheinung Hellas nicht ganz entziehen.

Er schüttelte die dargebotene Hand Hellas.

„Es ist unser Geschäft. Wir wissen ja nie, was wir thun. Kein Mensch weiß es."

„Ich muß Dich doch gleich zu Lizzy bringen," rief Hella, Vollborn mit sich ziehend.

„Gefall' ich Dir," sagte sie, einen Augenblick innehaltend. „Und das Bouquet hier bringst Du mir sicher mit. Gut getroffen," fuhr sie fort, ihm das Bouquet aus der Hand nehmend. „Japanische Chrysanthemum und im neuesten Geschmack, ganz wirr, nichts Festes mehr, Ihr macht Euch wirklich, Ihr in der Provinz!"

Sie sprudelte das alles rasch heraus, daß er kaum folgen konnte.

Noch immer hing sein Blick unverwandt an ihr, als könne er sich an dem Anblick nicht sättigen.

Es war ihm doch, als hätte in ihrer ganzen Haltung, ihrem Accent etwas Innigeres liegen können — als wäre ein Ton, den er angeschlagen, ohne Echo geblieben. Aber wie sollte er mit ihr rechten? Was war er denn gegen sie — wie eine überreiche Gnade empfand er jede Huld, die sie ihm spendete. Er besann sich auf ihre erste Frage: wie sie ihm gefalle?

„Was soll ich mehr bewundern, die Kunst in Deiner Toilette oder die Künstlerin, die Einzige, Schönste.“

„Und wie Du meinen Vetter behandelt hast. Entzückend. Gieb Acht, Du gewinnst ihn noch vollständig. Wie Du seine Bärenpfote fest hieltest! Ich höre, Ihr habt den Proceß wegen des Schmuckes verloren. Wie schade. Herrlich müßte Dir so etwas stehen. Und mit welcher Ruhe Du das trägst! Bewundernswerth. Ich würde furchtbar fluchen, wenn mir so etwas passirte.“

„Sollte Cranius auch über mich triumphiren, wie es Lizzy thut,“ sagte Hella sich plötzlich verfinsternd.

„Das thut Frau Reßmann?"

„O! wie sie stolzirt und sich bläht. Sie hat den Schmuck angelegt, unseren Familienschmuck! Es ist ein offenbarer Affront für uns. Die ganze Gesellschaft ist nur eingeladen, um der Welt zu zeigen: ihr gehört er jetzt als der echtesten Olzen, und uns, die Bestohlenen, spannt sie vor ihren Triumphwagen."

Sie hatte das mit ungewohnt leidenschaftlicher Heftigkeit herausgestoßen. Dann lenkte sie ein.

„Denken wir nicht weiter daran. Sprechen wir von Dir, von Deiner Mutter."

„Sie läßt Dich innig, innig grüßen. Wenn ich ein König wäre, mit Perlen und Diamanten würde ich Dich zudecken."

„Das hast Du schön gesagt, Du lieber Mensch Du. So in Perlen und Diamanten wühlen! ganze Hände voll! das wäre wundervoll!"

„Wie in Aladins Höhle."

„Wie war das in Aladins Höhle? Komm, erzähle mir das."

„Das Schönste in der Höhle war — daß man darin ganz allein war. Eine Nische war darin, in der man sich ungestört abküssen konnte — wie diese hier."

„Dazu sind wir nicht geladen, mein Liebster," sagte Hella lachend. „Wir sind heute Abend auch ein Schaustück wie unsere Diamanten. Ganz abgesehen davon, daß Du mir das Haar zerzaust. Ich sage Dir ja, daß Lizzy uns oben im Saal erwartet. Sieh, da kommt sie uns schon entgegen."

Die Drei traten in den Tanzsaal, wo die Gesellschaft sich versammelte. Von hier aus sollte sie sich nach dem großen Gartensalon im unteren Stock begeben, wo gespeist wurde.

Eine Fluth von Vorstellungen ergoß sich über das Brautpaar, das in diesem Kreis zum ersten Mal erschien.

Doctor Cranius wußte dagegen rasch im Hintergrund der Gesellschaft unterzutauchen. Er hielt sich neben den ihm bekannten Hausarzt Doctor Röstel.

Lizzy hatte sich die Zusammenstellung der Gesellschaft mit derselben Ueberlegung und Klugheit componirt, mit der sie das Menü aufstellte, oder die Bereitung einer Lieblingsspeise selbst in die Hand nahm. Man mußte das Verständniß bewundern, mit dem sie ihren Menschensalat zusammengebracht hatte, und die Gewandtheit, mit der sie ihn zu mischen verstand.

Zuerst natürlich etwas aus der Olzen'schen Vetterschaft, eine präsentable Excellenz, der General a. D.

von Olzen-Stupanski, ein alter Junggeselle, der an Schlaflosigkeit litt, und Nächte lang den Faden seiner Erzählungen spann; eine verwittwete Kammerräthin von Olzen mit ein paar frisch in die Welt schauenden Töchtern, nach dem Tode ihres Mannes in die Residenz gezogen, um die Töchter zu verheirathen. Von der Lobenstein'schen Seite der jetzige Chef des Hauses, Herr Josef Lobenstein mit seiner Gattin, einer Französin, einer stolzen hochbusigen, schwarzäugigen Schönheit, sie hatten eine Cousine und einen Vetter aus einem nach London verpflanzten und dort hochgediehenen Zweig der Lobenstein'schen Familie bei sich. Nur die Reßmann'sche Familie war leer ausgegangen, obgleich sie namentlich unter der Berliner Lehrerschaft starken Anhang hatte. Lehrer aber, Schulmagister, wie sie sie nannte, beehrte Frau Lizzy mit ihrer besonderen Abneigung. Dann waren Leute da, mit denen sie sich amüsirte, andere, über die sie sich amüsirte, und solche, die nach beiden Seiten brauchbar waren. Zu den ersten gehörte ihr Doctor, der bei ihr eigentlich nur ein Ehrenamt hatte und ihr Rechtsanwalt, dessen sie endlich einmal habhaft wurde. Um sich über sie zu amüsiren, hielt sie sich ein Freundespaar, der eine Spiritist, der andere Mitglied des Decadentenclubs „Fin de siècle“. Doppelseitig zu ge-

brauchen war ein alter Baumeister, der nie etwas gebaut hatte, dessen Manieren hochkomisch und dessen Redeweise cynisch und wunderlich war. Ihn verehrte sie als feinsten Kenner der Kochkunst, seinem Urtheil darüber schrieb sie besondere Bedeutung zu. Sie ließ ihn, vielleicht am meisten zu seiner eigenen Verwunderung, nicht los. Sie hatte ihn in einem böhmischen Bade aufgespießt, wie sie das nannte.

Frau Lizzy war nie in Verlegenheit, wie sie ihre Gesellschaft füllen könne, sie genirte sich nicht, direct auf die Menschen loszugehen, die ihr paßten. Ihr erschien die Menschheit wie ein großes Magazin, in dem man das ausnimmt, was einem convenirt. Schriftsteller, Journalisten, Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler und Schauspielerinnen, von alledem hatte sie sich etwas herausgepickt. Dabei war namentlich auch die Tänzerqualitat berücksichtigt. Denn Frau Lizzy tanzte leidenschaftlich gern, fast so gern als sie ritt, und fast mit denselben Empfindungen.

Das Fest wurde ja im Grunde gegeben, weil Frau Lizzy vor Winters Schluß sich noch einmal recht austanzen wollte und man so nirgends dazu kommt, wie auf seinem eigenen Ball.

Auffallender Weise sah man nicht eine einzige Uniform, kein Lieutenant! „Ich habe an meinem

Reßmann genug," pflegte sie zu sagen, „dem ewigen Lieutenant!"

Freundinnen hatte Frau Lizzy nicht, die allermeisten Frauen langweilten sie, und zu vertrauten Mittheilungen hatte sie nicht den mindesten Trieb. Höchstens hätte man Fräulein Ludmilla in diese Reihe rechnen können, ein zungen- und wegfertiges, wohl conservirtes Fräulein.

Unter dem Vorwand, ein Heimathaus für abgängige Schauspielerinnen zu gründen, durchstürmte sie alle Ateliers, Theaterfoyers, Redactionen, Klatsch aufsaugend und von sich strömend. „Ihren Klatschbacillus" nannte sie Frau Lizzy.

Heute war auch Corinna Rodstock da, die jetzt als eine andere Donna Elvira auf Reßmanns Spuren ging. Es schien Frau Lizzy ein gelungener Scherz, die verlassene Schöne ihre Wiedereinbringungsversuche gegen Reßmann machen zu sehen. Dieser hatte natürlich nichts von dieser Einladung gewußt — es war eine Ueberraschung, die ihm seine Frau bereitete. Eine Ueberraschung nach ihrer Art. Zornig biß er die Lippen und zog sich in den letzten Winkel, als Corinna in den Saal trat.

„Das ist Reßmanns letzte Flamme," zischelte Frau Lizzy zu Hella, als die Schauspielerin herangetreten

war. „Sie geht umher und sucht, wie sie ihn verschlinge. Sieh nur, wie sie auftritt und wie sie die linke Hand zusammengepreßt hat, wie wenn sie ihn greifen und zerdrücken wollte.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit prüfte Hella die Herangetretene. Sie war von mittlerer Größe, mehr kräftig als elegant gebaut, die Nase leicht aufgestülpt. Die Lippen fleischig und roth, etwas Funkelndes in den brennenden Augen. Sie trug einen bunten Kopfschmuck, der ziemlich hoch oben saß und ihrem Gesicht einen kecken und herausfordernden Ausdruck gab, während Farbe und Schnitt ihres Kleides eher bescheiden, ja unscheinbar war.

Dieser Gegensatz durchzog ihr ganzes Wesen. Es war die Mischung der kleinen Manieren einer kleinen Respectabilität der kleinen Stadt mit der zwanglosen Art der Theaterwelt. So war auch in ihrer Sprache ein unvermitteltes Untereinander von breitem Sächsisch und Theaterhochdeutsch. Das Alles hätte sie lächerlich erscheinen lassen müssen. Davor bewahrte sie indessen etwas in Gang und Haltung, das an eine Katze oder an eine Löwin erinnerte.

Es fiel Hella schwer, diese Erscheinung mit Reßmann zusammenzubringen, der in seiner Art wie aus einem Gusse war. Sie erschien ihr tief unter ihm,

seiner in keiner Weise werth. Hella konnte sich Beide nur im Kampf miteinander denken, als müsse dabei die wilde Kraft der Frau und ihre Gemeinheit das Uebergewicht gewinnen über die schneidige Eleganz des Mannes und den Rest von Gutem, das noch in ihm sein konnte! So kam es ihr vor.

Als müsse man Reßmann vor dieser Frau bewahren und hüten!

Und für Frau Lizzy war das Alles nur ein Spiel. Wie unwürdig war es, sie zur Zeugin desselben zu machen.

Ihr Inneres empörte sich mehr und mehr gegen Lizzy!

XI.

Das Signal.

Wie stolz fühlte sich Vollborn, als er das Aufsehen wahrnahm, welches das Erscheinen Hellas in der Gesellschaft machte, den Eifer, mit welchem die Männerwelt sich zur Vorstellung herandrängte; die bewundernden Blicke, die ihr zuflogen, die Ruhe, mit welcher Hella die kritischen Aeußerungen der Frauen ertrug, denen sie imponirte und gefiel.

Er bemerkte dabei die bescheidene Rolle gar nicht, die er in seinem einfachen Wesen, in seiner schlichten Uniform neben der glänzenden Hella spielte. Die Frauenwelt bemerkte es, und aus ihren Blicken las es Hella mit nervöser Feinfühligkeit. Sie sah sich von Reßmanns Blick dabei gestreift, er hielt sich anscheinend gleichgiltig in der Entfernung.

Frau Joseph Lobenstein trat an Hella heran, sie fand offenbar Gefallen an der jungen Dame. Sie ent-

schuldigte sich wegen ihres schlechten Deutsch. Hella antwortete französisch. Frau Lobenstein pries die Reinheit von Hellas Accent, die allerdings ungewöhnlich war. Sie verdankte ihn ihrer Mutter. Vollborn spielte dabei trotz des aufmunternden Blickes der Französin nur eine stumme Rolle.

Bei Frau Lizzy wurde auf die Stunde gespeist, sie hielt auf Pünktlichkeit, und selbst für einen Botschafter oder einen Prinzen hätte sie nicht eine Minute gewartet, das war sie dem Rufe ihrer Küche und ihrem eigenen Appetit schuldig.

Sie gab das Zeichen zum Aufbruch zur Tafel, indem sie den Arm von Doctor Cranius nahm; er sollte ihr Tischnachbar sein. Was ihm diese Ehre einbrachte, seine Eigenschaft als Vetter des Bräutigams oder als Sieger im Schmuckproceß, blieb unbestimmt.

Hella am Arm ihres Bräutigams schloß sich an. Die übrigen Gäste folgten der Führung ihrer Wirthin paarweise, der Anordnung folgend, die jedem beim Eintritt in das Haus behändigt worden war. Den Schluß bildete noch eine Anzahl befrackter Paare, für die sich keine Damen mehr gefunden hatten. Frau Lizzy sorgte stets für einen Ueberschuß von Herren.

Der Gartensalon, in welchen Frau Lizzy ihre Gäste führte, war geräumig genug, die hufeisenförmig gedeckte

große Tafel bequem zu fassen; der Saal war einfach gehalten, und zu seiner Decorirung war wenig geschehen. Auch die Tafel war, abgesehen von den Gläsercolonnen vor den Tellern, sehr nüchtern gedeckt. Nur ein paar große Aufsätze aus dem Lobenstein'schen Silberschatz, allerdings Prachtwerke erster Ordnung. Nichts sollte die weihevolle Stimmung stören, mit welcher das Diner zu verzehren war, und die Mitwirkung anderer Künste, wenn die Kochkunst einsetzte, hielt Frau Lizzy für unangebracht, die Aufmerksamkeit der Gäste zerstreuend. Sie hatte offenbar mehr Vertrauen zu ihrer Kochkunst, als der große Meister zu seiner Musik.

Sie glaubte, daß die ihre sich selbst genug sei.

Das Brautpaar nahm den Mittelplatz ein, es saß zwischen Herrn und Frau Reßmann, zu ihrer Rechten hatte Frau Lizzy den Rechtsanwalt, Reßmann die Kammerräthin von Olzen. Es war dies auch eine kleine Bosheit, die sie sich gegen ihrer Mann gestattete, denn das hölzerne, klappernde Gerede der alten Dame war ihm unleidlich. Dann folgten rechts und links Herr Joseph Lobenstein mit einer jungen Künstlerin, von der Lizzy wußte, daß sie ihn amüsirte; und neben Frau Joseph Lobenstein, die eine Schwäche für Excellenzen hatte, war der alte General von Olzen, Stupanski gesetzt. Durch diese Placirung suchte Frau Lizzy zum

Ausdruck zu bringen, daß den Lobensteins in ihrem Familienkreise eine Repräsentationsstellung zukomme.

Auch das Serviren war bei Frau Lizzy auf hoher Stufe. Es geschah nach berühmtem Ausspruch ohne Rast und ohne Hast. Auch Kunstpausen waren vorgesehen. In der ersten derselben wandte sich Frau Lizzy an Cranius, der ein guter Esser und ein solider Trinker war.

„So ist es mir doch endlich gelungen, Doctor, Sie bei mir zu einem Diner zu haben, Sie sind mir lange genug ausgewichen. Eine Andere hätten Sie abgeschreckt, mich haben Sie nur gereizt. Es mußten allerdings schon besondere Dinge geschehen, ehe ich Ihrer habhaft wurde."

„Auf dem nicht ungewöhnlichen Wege des Vetterthums. Andere Junggesellen werden auf ihre alten Tage zu Onkels; ich habe offenbar Talent zum Vetter. Ich bin es ja halb und halb auch zu Ihnen."

„Und was halten Sie von der neuen Base?"

„Sie meinen, von Ihnen?" frug Cranius.

„Von Hella von Olzen rede ich, wie Ihnen ja nie zweifelhaft war. Sie können ganz getrost reden. Ihr Vetter Bräutigam hört und sieht nur nach der anderen Seite."

„Hella ist ein Räthsel, an dem ich noch entziffere."

„Ich fürchte, Sie haben wenig Glauben," sagte Lizzy, „weder an die Menschheit, noch sonst."

„Ich Gegentheil, ich glaube an sehr Vieles, und ich weissage daraus Ihrem Leibspiritisten zum Trotz.“

„Was weissagen Sie aus meiner Tischkatre?“ rief Lizzy.

„Daß Sie eine Frau von Geist sind, die ihren Gästen nicht mehr zumuthet, als sie zu vertragen vermögen, und daß Sie denen, welche heute in Ihren Schafstall zurückkehren, verkünden, daß für reuige Sünder nichts zu kostbar ist.“

Die Tischkarte war allerdings kurz, aber großartig in ihrer Feinheit und Fülle.

„Sie sind wirklich ein Gedankenleser, Doctor.“

„Wer sollte es nicht werden im erleuchtenden Strahl Ihrer Familiendiamanten.“

„Und diese Diamanten, was sagen sie Ihnen?“

„Ich lese in deren spöttischem Gefunkel die Warnung, Ihren Sieg nicht zu weit zu treiben. Schonung den Besiegten!“

„Bin ich zu weit gegangen, indem ich sie heute trage? Soll ich sie vielleicht verstecken?“

„Möglich! Wer weiß —“ sagte Cranius, indem er sich in einen neuen Gang vertiefte.

Er hatte gerade noch gesehen, wie Hella ihren Blick rasch zurückzog, der sich über ihren Bräutigam weg in den Brillantstern und die Ohrgehänge von Lizzy einge=

bohrt hatte. Langsam und wie widerwillig zog sie ihn daraus zurück.“

„Der Fall ist noch nicht vorbei, von dem wird man noch hören,“ sagte sich Cranius, langsam ein Glas Rüdesheimer in sich ziehend.

Curt, der sich noch rechtzeitig eingefunden, saß zwischen der englischen Cousine Lobenstein und Corinna Rodstock. Er suchte seine Aufmerksamkeit, so gut es ging, zwischen den Beiden zu vertheilen. Die Cousine war elegant, schlank und schwarz. Zuerst erklärte sie, kein Deutsch zu können, dann sprach sie es etwas erzwungen gebrochen mit einem stark polnischen Accent. In Sportsachen war sie durchaus auf dem Laufenden. Sie behandelte Curt mit einer Mischung von Neugier und Ironie; der Name Olzen interessirte sie sehr. Sie frug, ob die Familie mit der beinahe gleichen Namens in der englischen Peerage verwandt sei. Von ihrer Seite that Corinna das Möglichste, um Curt an sich zu fesseln. Sie sprach ihn laut an, lachte über Alles, was er sagte, und schaute daneben manchmal nach Reßmann, ob dieser nicht bemerke, wie sie sich ohne ihn amüsire. Aber Reßmann würdigte sie keines Blickes, Curt dagegen war selig.

Der Glücklichste an der ganzen Tafel war indessen fraglos Fritz Vollborn; das war sein Recht. Auch hielt er mit seinen Gefühlen keineswegs zurück. Er war ein

richtiger urwüchsiger Rheinländer. Die Regimentscultur hatte nur oberflächlich daran abpoliren können. Vollsaftig, von raschem Herzschlag, die Redeweise mehr kräftig und überschäumend als gesucht und elegant. Dafür sorgten auch schon die Temperatur von Koblenz und die Fülle seiner berühmten Bowlen.

Die lange Eisenbahnfahrt, die Spannung auf das Wiedersehen und endlich die beseligende Nähe der Geliebten selbst trieben seine Aufregung auf den höchsten Grad. Er hatte den ganzen Tag nichts genießen können, jetzt aß und trank er in der Erregung in sich hinein. Er aß und trank und sprach, und je mehr er sprach, desto mehr verstummte Hella.

Immer auf's Neue suchte er ihre Hand, die sie ihm wiederholt sanft entzog. Sie fürchtete, er möge in seiner Zärtlichkeit zu stürmisch werden, und es war ihr doch eine Erleichterung, als Frau Reßmann die Tafel aufhob.

Reßmann, ihr anderer Tischnachbar, hatte während der Tafel außer einer kurzen Begrüßung nichts mit ihr gesprochen. Seine Tischdame, die Räthin, that er mit einigen Phrasen ab, dann schwieg er sie hartnäckig an und sah stumm vor sich hin, so daß die Räthin sich endlich ganz an ihren Vetter General wandte und sich bemühte, in dem Gespräch, das dieser mit Frau Loben=

stein führte, anzubinden. Allein es wurde französisch geführt, und mißvergnügt concentrirte sich die Räthin auf die Speisen.

Reßmann berührte kaum etwas.

Die übliche Begrüßung nach Tische machte er mit einer kurzen Verbeugung ab.

Wie Frau Lizzy aufgesprungen war, eilte sie zu dem Baudirector.

„Wie hat Ihnen mein Diner geschmeckt?“ frug sie ihn.

„Hab' nichts von einem Diner gemerkt,“ sagte dieser mißvergnügt. „Ein ganz netter Anfang — aber dann hat es geschnappt. Ich wünschte, wohl gespeist zu haben,“ bemerkte er mit Betonung.

Lizzy lachte vergnügt wie über einen frappanten Witz.

„Ich werde Ihnen noch einmal serviren lassen,“ rief sie.

„Wäre wohl nöthig — wenn Sie mitthun, meinetwegen.“

„Habe leider keine Zeit,“ sagte Lizzy, „das nächste Mal.“

Dann wandte sie sich einer anderen Aufgabe zu. Sie wußte, sie hatte noch eine Pflicht zu erfüllen, und davon versprach sie sich einen besonderen Spaß.

„Ich bin keine Freundin von Toasten bei Tische. Eine Hausfrau, die auf gute Küche hält, kann es nie sein. Aber Hochrufen auf ein Brautpaar, das muß sein. Wer will die Rede halten? Auf Reßmann ist nicht zu zählen, das weiß ich. Kein Freiwilliger meldet sich? So will ich selbst die Auswahl treffen."

„Franz," rief sie dem Diener — „bring' das große Venetianer Glas aus dem Büffet und servire uns vom Erenkyi, dem Feuerwein vom Bosporus."

Der Diener brachte das hohe Glas, so durchsichtig wie gewebte Luft. Frau Reßmann füllte es selbst randvoll mit dem dunkelrothen Wein. „Wem ich das Glas gebe, der hält die Rede und ohne Widerspruch.

Soll das gelten?"

Alle stimmten zu.

Frau Reßmann ließ ihre Augen von Einem zum Andern wandern. Der Rechtsanwalt, der Doctor, der Geheimrath, der Journalist, sie alle musterte sie kopfschüttelnd. Da war noch der alte General, der sich schon in Positur setzte. Er lief stets bei seiner Rede mit vollen Segeln aus, aber man wußte nie, wie und wo er anlanden würde. Er verhedderte sich leicht, und es war ihm schon begegnet, daß er die Festrede beim siebzigjährigen Geburtstage einer Dame mit einem Hoch auf das Alexander-Garderegiment schloß.

Also mit dem General war es auch nichts. Diejenigen, die Frau Lizzy suchte, hatten sich in den äußersten erreichbaren Winkel des Saales zurückgezogen. Es war der Spiritist und der Mann des Fin de siècle.

Auf diese Beiden trat sie zu. Das Jahrhundert und sein Schicksal war Frau Lizzy von Herzen gleichgiltig, wenn sie sich nur wohl befand. Auch das Krachen und Reißen in dem alten Bau der Zeiten erfüllte sie nur mit einem sensationellen Gruseln. Es war ein Nervenreiz mehr für sie. Noch besser stand sie sich mit dem Spiritisten. Aehnliche Dinge hatte ja ihre Mutter aus dem Dorfe mitgebracht, es war ein Aufleben von Erinnerungen ihrer ersten Jugend. Nur die leinenen Laken, ohne die sich kein wohlconditionirtes Gespenst sonst sehen lassen konnte, hatten die Geister abgelegt, seit sie hof- und modefähig geworden waren. An Beredsamkeit hatten sie aber erheblich zugenommen, es erschien ihr eine Erhöhung ihres Abends, wenn man diese in Action treten ließ.

„Wen von Euch soll ich nehmen?" sagte sie, als wolle sie noch einmal prüfen. „Der Mann der Decadenz wird von dem allgemeinen Zerfall und dem Weltuntergang predigen. Lieber nicht. Aber Sie, Freund Spiritist, lassen Sie uns einmal hören, was Ihre Geister von der Zukunft des jungen Paares wissen."

Vergebens wehrte der Spiritist ab. Ein kleiner Mann mit einem ungesunden Fett, mit bleichen, dicken, hervorspringenden Backen, hinter denen seine Augen wie eingesunken lagen, als hätte die helle Welt des Lichtes allen Reiz für sie verloren.

Sie drückte das volle Glas dem Spiritisten in die Hand und zog ihn, der Mühe hatte, den Wein vor dem Verschütten zu hüten, mitten in die Gesellschaft hinein.

Diese gruppirte sich um ihn.

Er ließ seine verschwommenen Augen herumgehen.

Wohin er blickte, fröhliche lachende Gesichter, wie man sie von einem guten Diner hinwegträgt, die Lippen satt gekitzelt, die Wangen angeglänzt, als läge der Wiederschein perlender Champagnergläser noch auf ihnen. Die bunten Roben der Frauen, die sich wie ein Blumenstrauß zusammenstellten, die blendenden Hälse und Arme, die blitzenden Augen — ein Höhepunkt der Lebenslust, zu jedem Scherze aufgelegt.

Nur Hella blickte mißmuthig, sie fühlte den Verstoß gegen sich, daß Lizzy sie zum Gegenstande eines scherzhaften Experimentes machte. Fritz Vollborn schien ganz auf den Moment einzugehen, er hielt den Arm von Hella in dem seinen; eine Huldigung, die man seiner Hella darbrachte, das konnte sein Glück nur erhöhen.

Hellas Augen trafen auf die sie fest musternden

von Reßmann. Sie konnte die Verurtheilung des ganzen Vorganges in ihnen und in den gebissenen Lippen lesen. Es schien, als hielte er sich nur mühsam zurück, um nicht dazwischen zu treten.

Da hatte der Spiritist schon begonnen. Er hatte das Glas auf den Tisch neben sich gesetzt, mit der Rechten stützte er sich auf ihn. Mit halbgeschlossenen Augen nach der Erde gewandt, als suche er etwas auf dem Boden.

„Es ist gut," hatte er gemurmelt, „ich sehe nichts."

Leise vor sich hinredend, wie im Selbstgespräch, hub er an:

„Hier nichts von Prophezeiung, ich füge mich der Herrin des Hauses und spreche. Ich halte mich an die fröhliche Gegenwart. Ein junges Paar sehe ich heranschreiten. Die herrliche Braut, den stattlichen Bräutigam. Wie ein buntes bewimpeltes Hochzeitsschiff liegt die Zukunft vor ihnen, was das Leben Schönes bietet, eilt herbei, um es zu schmücken und zu kränzen. Alle guten Feen bringen ihre Gaben. Das Herrlichste bringen sie selbst mit. Ihre Liebe."

Seine Stimme erhob sich, als er fortfuhr:

„Was ist die Liebe? Die Seele, die träge auf dem Grund des Körpers ruht, an dessen Lust und Unlust sklavisch gebannt — die kennt die Liebe nicht. Die

hochgemuthe Seele aber umgiebt ihren Leib wie die Flamme den Holzstoß, und wenn sie auf eine gleich gemuthete verwandte stößt, dann flammen die zwei zusammen zu einem neuen Unlöslichen."

Er erhob sein Haupt und blickte über die Häupter der Umstehenden nach oben, als suche er dort etwas.

„Mir ist, als sähe ich eine Flamme, die sich sehnend nach einer anderen hinzieht," sagte er, als beschreibe er, was ihm vor Augen steht.

Dann hielt er ein, als warte er auf ein zweites Gesicht, das sich ihm entziehe. Rasch schloß er dann:

„Möge die Fahrt gut und glücklich sein, so sturmfrei auf den Wogen, wie der Wein dieses köstlichen Bechers schlägt. Und nun —"

Er ergriff das Glas.

Auch die Gäste erhoben jetzt ihre Gläser.

Da seufzte er auf.

Sein Gesicht nahm einen seltsamen Ausdruck an.

„Ein Nebel erhebt sich," so murmelte er in abgebrochenen Worten, „er wird dichter — eine graue Masse — eine Mauer — darin ein einsames, großes Thor — es öffnet sich — das Schiff zieht hinein — es verschwindet — rasselnd schließt sich das Thor — oh!"

Er wollte sich mit der linken Hand über die Augen fahren, wie um eine weitere Vision wegzustreichen, da

kam der Becher, den er mit der Rechten noch immer hielt, in das Schwanken. Er entglitt ihm. Auf der Tischkante schlug er auf, klatschend, rasselnd stürzten Scherben und Wein zu Boden.

Die eben noch so muntere Gesellschaft sah sich betreten an. Hellas Gesicht zog sich in düsterem Ausdruck zusammen.

Nur Lizzy verlor ihre Geistesgegenwart nicht. Sie trat rasch vor.

„Scherben," rief sie, „bedeuten Glück. Das Brautpaar lebe hoch, hoch und nochmals hoch!"

Die Gäste stimmten ein. Zwar gezwungen, aber es klang doch noch, und der Bann schien gebrochen.

„Eine unwürdige Komödie," murmelte Reßmann.

Frau Lizzy aber rief munter, als sei nichts vorgefallen:

„Jetzt, meine Verehrten, beginnt das Beste des Abends, der Tanz. Unsere Musikanten regen sich."

Wirklich hörte man von dem oberen Treppenabsatz die Musikanten mit der berühmten Polonaise aus Spohrs Faust einsetzen.

Sie schritt mit Joseph Lobenstein voran. Das Brautpaar schloß sich an. Die anderen Gäste gleichfalls paarweise.

Hinter ihnen folgten Doctor Cranius und Röstel, der Hausarzt, langsam nach.

Auf dem ersten Treppenpodest hielten diese und sahen einander forschend an.

Aus dem Ballsaal tönten nun die lockenden Sirenentöne der Polonaise in verschwommenen Accorden.

„Ein sonderbares Vorzeichen," sagte der Arzt.

„So weit könnte es wohl stimmen," antwortete Cranius bedächtig.

„Was dünkt Ihnen von unserem neuesten Geisterseher?"

„Natürlich Humbug," sagte Cranius ärgerlich, „mit dem man uns hätte verschonen können."

„Ich weiß nicht," meinte der Arzt, „das Nervenleben unserer Zeit hat Geheimnisse — wir Aerzte hören bald auf, uns auszukennen."

„Gerade deshalb," rief Cranius. Man braucht keine Geister mehr herbeizurufen. Es kann einem so schon unheimlich genug in unserer Gesellschaft werden. Was müssen wir Alles erleben? Jeder Tag bringt etwas Neues. Die Dame, die Sie so harmlos zu Tisch geführt, steht ein paar Monate später wegen Gattenmord vor Gericht. Von den Herren, mit denen Sie am Abend im Rauchzimmer gemüthlich plauderten, lesen Sie am folgenden Abend in der Zeitung: sie sind wegen Depot=

unterschlagung verhaftet worden. Ich muß mich jetzt immer in den Gesellschaften umsehen, als ob Einer die Frage stellt, who next? Wer wird jetzt von uns daran kommen?"

„Also auch Sie ein Visionär," sagte der Arzt, „da hört ja Alles auf. Das Unheimlichste bei der Sache ist, daß die Uebergänge sich mehr und mehr der Controle des Willens entziehen. Der Umschlag ist mit einmal da. In einem Moment! Vielleicht am überraschendsten für den, in dem der Umschlag vorgegangen ist. Man hat sich selbst jahrelang für einen ehrlichen Menschen gehalten. Eine Versuchung kommt, ein Nervenzug, man ist ein Mörder, ein Dieb."

„Unsere Zeit ist krank," rief der Arzt.

„Deshalb ist es gut, daß es Gesetze giebt und Gefängnisse, um sie zu heilen," brummte Cranius.

„Ein Nothbehelf, weiter nichts. Wir haben die Moral unserer Nerven," antwortete Röstel. „Sehen Sie nicht, daß derselbe Proceß sich überall vollzieht, in der Moral wie in der Malerei, wie in unserer ganzen Gesellschaft? Die Conturen verwischen sich, es giebt nur noch Reflexe, die in einander spielen. Deswegen nimmt die öffentliche Meinung heute für jeden Angeklagten Partei — weil sie fühlt, daß die gesellschaftliche Acht, unter welcher ein Verurtheilter fällt, bei den meisten

doch nur eine Heuchelei ist. Mehr Krankenhäuser und weniger Gefängnisse wäre besser. Doch wollen Sie mir nicht sagen, wie heute Abend bei Ihnen die Antwort auf die Frage fällt: who next?"

„Ich werde mich hüten," sagte Cranius. „Halten Sie sich doch an Ihren Geisterseher. Er hat, denk' ich, auch zu viel in den Zeitungen der letzten Zeit gelesen."

Ihre letzten Gedanken behielten sie für sich, wie solche Männer pflegen. . . .

Der Ball oben im Saale war jetzt in vollem Zuge. Wie verschieden ist doch der Anfang eines Balles von seinem Schluß!

Der Anfang ganz ruhig und nüchtern. Die Watteau'schen Schäfer auf den Wandgemälden hätten heruntersteigen und ihre spitzen Menuette schreiten können. Aber nach und nach tritt der Walzer in sein Recht, die Gesichter röthen sich, der Athem fliegt, rings wogende Busen und in allen Richtungen geschwungene Taschentücher.

Lizzy war unermüdlich im Tanzen. Sie ging von einem Arm in den andern, das Beste nahm sie sich immer vorweg. Als Hausfrau und Frau Lizzy hatte sie sich das Recht zugelegt, selbst zu engagiren. Auch Hella konnte unmöglich den Ansprüchen genug thun, welche die tanzende Männerwelt an sie stellte. Die

Triumphe dieses Abends ließen sie kalt. Eine wachsende Verstimmung, eine unbestimmte Angst hatten sich ihrer bemächtigt. Sie bemühte sich, ihre Tänze möglichst für Fritz Vollborn zu reserviren. Nach Reßmann schaute sie sich unwillkürlich um. Er ließ sich im Ballsaal nicht sehen. Ab und zu erschien er im Rauchzimmer.

Curt hatte seine Aufmerksamkeit zuerst auf die englische Cousine concentrirt, der er in ausgesprochener Weise den Hof zu machen begann. Sie ließ sich das mit Behagen gefallen.

Aber auch Corinna erhob Ansprüche an ihn. Die unverzeihliche Vernachlässigung und Geringschätzung, die sie von Reßmann erfuhr, hatten sie auf das Aeußerste gereizt, sie suchte nach einem Gegenstand, an dem sie ihm zeigen konnte, wie wenig sie sich aus ihm mache. Vielleicht wollte sie ihn durch Eifersucht erregen. Den Gegenstand fand sie in Curt. Es wäre ihm schwer geworden, den Ansprüchen zu genügen, welche die beiden Flammen dieses Abends an ihn stellten. Glücklicherweise entfernten sich Lobensteins schon nach den ersten Tänzen.

Jetzt bemächtigte sich Corinna ganz des Armes von Curt. Auch in das Rauchzimmer zog sie ihn, wo Reßmann saß. Sie gab diesem dort das Schauspiel ihres Interesses für Curt; sie lachte laut über dessen Witze und gab ihm bei einem, der sie zu stark dünkte,

einen derben Klaps mit dem Fächer. Dann attaquirte sie Reßmann mit ein paar spitzen Reden.

Dieser aber schien sie weder zu sehen noch zu hören.

Er stand auf und verließ mit einer kühlen Verbeugung das Zimmer.

Corinna preßte die Hand fest zusammen, wie sie that, wenn sie eine innere Bewegung bezwingen wollte. Der Druck theilte sich dem Arm von Curt mit. Er hielt das für eine zärtliche Annäherung und erwiderte sie mit einem schalkhaft dankbaren Blick.

„Laß uns tanzen," rief sie diesem zu. Und wie eine Mänade stürzte sie, Curt nachziehend, in den Tanzsaal zurück.

In wildem Galopp eng zusammengeschlossen stürmte das Paar dann durch den Saal.

Frau Lizzy trat zu Hella, nur um zu fragen, wie sie sich unterhalte. Hella bemerkte, daß Lizzy ihre Perlen-Ohrringe nicht mehr trug.

„Wo sind Deine Ohrringe," frug sie, „die Perlengehänge?"

„Ich habe sie in die Tasche geschoben. Sie sind mir das Liebste am ganzen Schmuck. Um Alles möchte ich sie nicht verlieren."

Und sie überzeugte sich durch einen Griff in die Tasche, daß sie noch drinnen seien.

So stand sie vor Hella sich fächelnd und den Schweiß von der Stirn wischend. Wie vulgär kam sie ihr vor!

An Hella war von der Ballnacht nichts zu spüren. Ihre Toilette wußte sie durch das stürmischste Tanzmeer durchzuretten, ihre Haut blieb klar und trocken, nur eine leichte Röthe zeigte sich unter dem matten Weiß des Gesichtes. Fritz Vollborn hatte eine kräftige, stürmische Art zu tanzen; er hatte die Cravatte etwas weiter geschnallt, und die in die Schläfe getriebenen Locken sahen wie befeuchtet aus.

„Gut, daß es bald vorüber ist," sagte sich Hella.

Man war am vorletzten Tanz, als Reßmann in den Saal kam, auf Hella heranschritt und von Fritz Vollborn die Erlaubniß erbat, eine Tour mit Hella zu tanzen. Hella hätte am liebsten den Tanz verweigert, aber es ging nicht. Er sah noch so frisch und adrett aus unter den erhitzten Gesichtern, wie am Beginne des Abends, als er Hella den Saal gezeigt hatte. In seiner ganzen Haltung ein Gentleman.

Reßmann hatte seinen eigenen Stil im Tanzen. Er war ja kein Jüngling mehr und suchte das nicht zu verbergen. Etwas absolut Sicheres, Ruhiges lag in seinem Tanzen, eine den ganzen Körper bestimmende Harmonie, die auch Hella fortzog. Sie fühlte eine un=

gewohnte Bewegung in sich, als sie mit ihm durch den Saal kreiste. Willenlos wie in einer Wiege fühlte sie sich.

In der zweiten Runde hielt Reßmann in der Ecke gegenüber dem Platz, wo Hella saß, einen Augenblick an.

„Ich verstehe Alles, ich verstehe Sie,“ sagte er kurz und bestimmt. „Ich habe keinen Theil an den Unwürdigkeiten dieses Abends. Ich muß Sie sprechen, und ich werde Sie sprechen . . .“

Ehe Hella sich von ihrer Bestürzung erholt hatte, hatte Reßmann sie an ihren Platz getanzt.

Er machte ihr und Vollborn eine förmliche Verbeugung und zog sich wieder aus dem Saal zurück.

In der Ecke, vor welcher diese bedeutungsvollen Worte fielen, saß Doctor Cranius in einem Fauteuil, dessen Rücken er nach dem Saal gekehrt hatte. Er saß, sein Geschick verwünschend, das ihn in diesen Saal geführt, und sein Versprechen, Fritz Vollborns Aufbrechen zu erwarten, das ihn darin festhielt. Er überlegte sich den Schriftsatz in einem großen Proceß, den er am Morgen zu fertigen hatte. Etwas von den Worten Reßmanns schlug an sein Ohr, und betroffen horchte er auf.

Hellas Herz hatte ängstlich gebebt bei Reßmanns Worten. Was wußte er? Was konnte er von ihr wollen? Ihr wäre lieber, wenn sie schon aus dem Hause draußen wäre. Nun kam ihr Fritz Vollborn als ein

wahrer Schutz vor, und der Gedanke, daß er in der Morgenfrühe reisen wolle, machte ihr bange. Sie frug, ob er nicht noch einen Tag dableiben, sie nach Wannsee begleiten könne. Es sei doch noch so Vieles zu besprechen, der Abschied falle ihr so schwer. Fritz Vollborn war trostlos. Er habe es Sperber in die Hand zugesagt, daß er heute — es war bereits Mitternacht — nach Koblenz zurückkehre. Es sei geradezu unmöglich, daß er bleibe; das Regiment könne jeden Augenblick alarmirt werden, es stehe bereits Alles auf dem qui vive.

Der Abschied der Beiden war schmerzlich. Immer auf's Neue kehrte Fritz Vollborn zurück, Hella stürmisch umarmend.

Als könne er sich nicht trennen.

Und doch meinte er noch Hella trösten zu müssen.

„Bald werden wir uns nie mehr scheiden, nie mehr," sagte er, wie ein Kind, dem man sein liebstes Spielzeug nimmt. Die Thränen waren ihm schon ganz nahe, als er ihr den letzten Abschiedskuß gab. Er wußte sie kaum noch zu unterdrücken.

Und dann riß er sich los.

Doctor Cranius folgte ihm, nachdem er sich eine Cigarre angezündet, deren Dampf er in starken Stößen hinausblies.

XII.

Auf dem Heimwege.

Die Gesellschaft löste sich auf.

Curt hatte Corinna bis an die Damengarderobe begleitet, an deren Ausgang er sie wieder erwarten sollte.

Er trat auf die immer noch wie fassungslos vor sich hinstarrende Hella los.

„Hast Du denn gar kein Geld?" flüsterte er ihr zu, „ich muß die Corinna Rodstock nach Hause fahren, selbst die paar Mark für die Droschke fehlen mir."

Hella fuhr auf. Mit einem schrecklichen Blick sah sie Curt an, sie griff hastig in die Tasche, aus der sie eine gestrickte, rothseidene Börse herausriß.

„Da, nimm! Nimm Alles!" rief sie heiser und tonlos, ihm die Börse mehr hinstoßend als gebend.

Die Nächststehenden wurden aufmerksam auf die kleine Scene.

Sie war Curt sehr unbehaglich, der für sich über die Narrheit der Schwester fluchte.

Er nahm einige Geldstücke heraus und schob Hella wieder die Börse in die Hand.

Da erschien Corinna vor der Garderobe in einen großen Pelz vermummt.

Sie sah sich um, als suche sie im letzten Augenblick noch Jemand.

Allein es war nur Curt da, der sich um sie bemühte.

„Also Sie sind mein Cavalier," rief sie mit hartem Lachen. „Auch gut. Dann kommen Sie . . ."

Eine lange Wagenreihe hielt vor dem Hause. Herrschaftliche Kutschen und Nachtdroschken, die der Glanz der erleuchteten Fenster herbeigezogen hatte. Einige Landauer, deren Ein- und Ausfahrt der Portier mit tiefer Verbeugung ehrte. Der General ließ sich in sein Coupé helfen. Auch die Droschken füllten sich, das aus dem Schlaf aufgescheuchte Pferd zog widerwillig an, und fort rollte das Fuhrwerk. Einzelne Herren entfernten sich zu Fuß, sie verspürten einen unüberwindbaren Drang, noch ein Glas Bier zu trinken, Kneipenluft zu athmen und die Zwangsjacke, die ihnen die Gesellschaft angelegt hatte, etwas auszuschütteln. Sie verschwanden in dem Thor des der Villa benachbarten Künstlerheims. Ein Lichtstrahl, der dort aus dem Keller-

raum drang, ließ erkennen, daß noch allerhand Geister darin lebendig waren.

Alle aber in der Kutsche oder Droschke auf der Straße oder in der Kneipe beschäftigte derselbe Gegenstand — die Kritik. Der Doctor hatte sie schon in der Garderobe der Villa begonnen, wo er Cranius traf, der immer verzweifelter dort abwartete, daß Vetter Fritz mit seinem Abschied oben fertig werden sollte. Cranius verfluchte den Wahnsinn solcher nächtlichen Tänze.

„Wahnsinn!" sagte der Doctor, der nie die Gelegenheit zu einem kleinen Vortrag versäumte. „Ganz richtig — aber was für Wahnsinn? Woher stammt er? Ist es nicht ein Phänomen, dies Tanzen und Essen in Gesellschaft? Es ist ein Erzeugniß des Massengeistes, an die Stelle des individuellen Bewußtseins tritt die Suggestion."

„Diese Bemerkung ist wohl auch ein Ausfluß des Massengeistes!" rief Cranius grimmig.

„Spotten Sie nicht," meinte der Doctor. „Die Beispiele liegen vor. Lassen Sie in einer aufgeregten Zeit eine Anzahl von Menschen zusammenkommen, so wird sich unter ihnen ein Geist entwickeln, von dem jeder Einzelne vorher nichts geahnt hat. Zusammen werden sie vielleicht ein Verbrechen begehen, dessen Gedanke allein ihnen in ihrer Vereinzelung Abscheu eingeflößt haben würde. Hat man nicht ganz ruhige Menschen bei solchen

Anlässen in eine geradezu bestialische Wuth verfallen sehen? Es ist ihnen eben ein Massengeist suggerirt worden."

„Suggestion, ein neues Wort, natürlich wird es zu Tode gehetzt," sagte Cranius.

„Eine kleine Probe davon," fuhr der Doctor unerschütterlich fort, indem er sich von seinem Diener in den Pelzmantel helfen ließ, „sehen Sie hier vor sich. Stellen Sie sich einen jungen Mann vor, einen Referendar oder einen Arzt, der stundenlang in seinem Zimmer nach dem Tact von eins, zwei, drei herumhüpft, oder der zwei Stunden hintereinander ohne besonderen Appetit Speise auf Speise in sich hinabschlingt. Sie würden einen solchen Menschen für verrückt halten. Gut. Sie treffen denselben jungen Mann in Gesellschaft, umgeben von seinesgleichen, die dasselbe thun. Sie werden das ganz natürlich finden. Der Massengeist ist los, die Suggestion ist da."

„Dann wäre die Verbrecherchronik der Zeitungen die Hauptsuggestionsstätte, denn das Hauptmassenthier der Zeit ist doch der Zeitungsleser."

„Ich sage nicht das Gegentheil," schloß der Doctor. „Kommen Sie mit, mein Wagen ist unten, ich bringe Sie nach Hause."

„Ich kann leider nicht mitkommen, heute diene ich jedem Wahnsinn zum Spiel und jetzt dem Liebeswahnsinn. Auch eine Suggestion, wie ich unterstelle."

Zu denen, die zu Fuß nach Hause gingen, gehörte auch die Kammerräthin von Olzen mit ihren Töchtern — sie wohnten ganz in der Nähe, das heißt ungefähr zehn Minuten weit in der Wichmannstraße. Fräulein Ludmilla hatte um Erlaubniß gebeten, sich anzuschließen, sie ging mit der Räthin, die zwei Mädchen gingen voraus. Endlich einmal ein paar Vollbefriedigte. Alles war herrlich, entzückend gewesen. Hella, ihr Bräutigam, Lizzys Diamanten und vor Allem die zwei jungen Künstler, die sich um sie bemüht hatten, deren Namen man schon in der Zeitung gelesen hatte. Die schon ausgestellt hatten. „Solche Leute trifft man doch nur bei Lizzy Neßmann," sagten sie.

Ludmilla tastete indessen an der Räthin herum, wo sie den Saugrüssel, mit dem sie den Klatsch an sich zog, ansetzen könne. Erstaunlich war bei ihr das glückliche, molluskenhafte Hineinklammern selbst in den raffinirtesten Stimmungswechsel ihrer Gegenüber. Ludmilla tastete und tastete, die Räthin wollte nirgends reagiren. Die Lobensteins, Frau Lizzy mit ihrem Schmuck, das Brautpaar, nichts und immer nichts, da tupfte sie auf Neßmann. Das war der Punkt. Die Räthin hatte das Verhalten

Reßmanns bei Tisch noch nicht vergessen, die ganz rücksichtslose Art, wie er sie nachher im Stich gelassen. Noch nicht einmal die Polonaise war er mit ihr gegangen.

„Es ist doch eine eigenthümliche Stellung, die Reßmann in dem Hause von Frau Lizzy Reßmann einnimmt," hatte Ludmilla gesagt.

„Wie meinen Sie das?" rief die Räthin einladend.

„Kein Mensch nimmt besonders Notiz von ihm und er von Niemand. Es ist, als ob er gar nicht in das Haus gehöre."

„Dahin gehört er auch nicht," rief die Räthin. „Die arme Lizzy. Ein Mensch ohne Sitten, ohne Lebensart. Sein Betragen gegen mich bei Tisch hätten Sie sehen sollen, geradezu empörend."

„Er hat sich vielleicht zu sehr um seine andere Nachbarin, Hella von Olzen, bemüht."

„Noch nicht einmal das. Er saß mit einem finsteren verbissenen Gesichte da. Wenn ich Lizzy wäre, ich würde mich vor ihm fürchten."

„Sie haben Recht, sehr Recht," erklärte Ludmilla. „Die Beiden leben wohl schlecht mit einander?"

Ludmilla saugte, saugte, bis sie Alles wußte, was der Räthin über Lizzys häusliche Leiden bekannt war. Diese Notizen legte sie zu ihrem Vorrath, dagegen konnte sie die Räthin von dem Verhältniß Reßmanns zu Corinna

genau unterrichten. Im Probesaal des Theaters hatte sie das aufgepickt. „Er hat mit ihr gebrochen," erzählte Ludmilla, „aber sie will sich noch immer nicht beruhigen. War es nicht großherzig von Lizzy, sie zu sich zu laden? Oder wie denken Sie davon? . . . Nicht ein Wort hat er zu dem armen Ding gesagt. Der Bär! Und er kann doch bezaubernd sein, wenn er nur will," schloß sie mit einem leisen Seufzer.

Es schien, als ob sich Fräulein Ludmilla auch gern hätte bezaubern lassen.

Auch Cranius und Fritz Vollborn gingen zu Fuß nach Hause.

Die Witterung war umgeschlagen, der Südwind hatte eine laue, feuchte Luft gebracht. Beide fühlten das Bedürfniß, ihre Stimmungen ausschweigen zu lassen.

Cranius ging in einem verbissenen feindlichen Stillschweigen hin.

Fritz Vollborn glühte noch von den Abschiedsküssen, die ihm Hella gegeben hatte. Der Duft ihrer Existenz schien noch an ihm zu haften. Er fürchtete jeden Hauch, der ihn entführen könnte.

So waren sie bis zur Corneliusbrücke gelangt und bogen nach dem Thiergarten zu ein.

Da besann sich Fritz Vollborn darauf, daß Vetter Cranius neben ihm gehe, ihm zu Liebe neben ihm gehe,

und er es ihm schuldig sei, ihn wenigstens von einem schwachen Abglanz seines Glückes überstrahlen zu lassen.

„Ist sie nicht einzig? himmlisch? göttlich?“ rief er.

„Ja, es ist gut.“

„Wieso gut? Herrlich ist es, unvergleichlich.“

„Mag sein.“

„Das ist ein Ton,“ rief Vollborn erregt, „den bitte ich mir zu erklären.“

„Ich habe es mir überlegt,“ schnob Cranius heraus, „ob ich die Dummheit machen soll, nochmals mit Dir zu sprechen, die größten Dummheiten macht man immer nach den längsten Ueberlegungen. Ich weiß es, ich bin auch jetzt im Begriff, eine zu machen, und zwar eine kolossale. Aber Du hast mich als Vetter angenommen, und ich stehe zu Deiner Verfügung.“

„Eine recht erfreuliche Einleitung.“

„Gut, so beantworte mir ein paar Fragen. Was weißt Du von den Vermögensverhältnissen der Olzen?“ frug Cranius.

„Nichts Sicheres. Sie haben immer im großen Stil gelebt.“

„Wie steht es mit der Caution für Eure Heirath?“

„Der Onkel Hellas wollte sie stellen. Er hatte Bedingungen daran geknüpft, die ich als Offizier nicht

eingehen konnte. So habe ich sie vorläufig unter Unterstützung von Mama selbst gestellt."

„Was weißt Du von Hellas Vergangenheit, von ihrer Beziehung zu diesem ominösen Reßmann?"

„Die Frage schon wäre bei jedem Anderen eine Beleidigung. Ich habe mich nie als Spion an Hella geklammert, sie war ein vielumworbenes Mädchen, warum sollte ihr Herz nie etwas gefühlt haben, ehe sie sich für mich entschied? Edle Gemüther haben nie ein leeres Herz, und wenn sie nie einen Anderen geliebt hätte, würde sie auch mich jetzt nicht lieben. Sie ist die Reinste, Beste, Holdeste. Die ganze Familie hängt an ihr und ich weiß, wie sie um Alle sorgt, Alles für sie thut. Doch davon verstehst Du nichts. Was aber der Name Reßmann hier soll, das verstehe ich nicht. Er ist der Mann ihrer Cousine und ihr Jugendbekannter.

„Er ist eine Sumpfpflanze. In einem reinlichen Gewässer gedeiht so etwas nicht. Und so ist Alles Sumpf: Lizzy mit ihrem seligen Lobenstein, ihren Diamanten, mit ihrem Reßmann, Curt von Olzen mit seinen Schulden, die ganze Familie Deiner Braut mit ihrem Rückzug nach Wannsee, ihre Vermögensverhältnisse, die Cautionsgeschichte — Alles Sumpf. — Nirgends fester Grund oder klares Wasser, wo Du mit Deinen ehrlichen, festen Stiefeln hereinstampfen könntest. Ich

sage, es ist schade um Hella, aber es ist mir noch schader um Dich. Ich begreife Deine Verzückung, sie ist bezaubernd, bestrickend. Doch die Schilfblätter, die sie sich heute in das Haar gesteckt hatte, könnten Dich warnen. Sie wachsen auf Untiefen, wo Najaden reizen und locken und wo der solide Mann versinkt."

„Das war ein famoses Plaidoyer;" rief Vollborn. „Ein jedes Plaidoyer hat seinen Schluß, willst Du die Güte haben, Deine Ausführung dahin zu vervollständigen?"

„Wenn Du es absolut haben willst — nachdem ich soweit gegangen, warum nicht?"

„Ich fordere es jetzt von Dir. Sage mir klipp und klar, was meinst Du, soll ich thun?"

„Hast Du die militärische Einwilligung zu Deiner Heirath?"

„Natürlich, die habe ich."

„So zerreiße sie in kleine Stücke, übergieb sie dem Wind und freue Dich, wenn er sie fortträgt."

„Ich verstehe Dich," sagte Vollborn, seine zornige Erregung unter einer erzwungenen Kühle verbergend, „und verstehe noch gar Vieles so. Zum Beispiel das Gerede über meine Verlobung, das man in Düren herumträgt. Nun weiß ich ja ganz genau, woher es

stammt, eine protestantische Braut in einer so gut katholischen Familie, das ist unmöglich! Aber nachdem sich der Kaplan beruhigt hat und meine Mutter, begreife ich Deine fromme Erregung nicht mehr."

„Also darauf willst Du es schieben?" sagte Cranius. „In dieser Richtung hat mir noch Niemand übertriebenen Eifer nachgesagt. Nun, wenn es Dir so paßt, meinetwegen. Ich habe mich ausgesprochen, aber was sind Gründe für einen Verliebten! Sei dennoch ein guter Kerl und laß mir meine gute Absicht nicht zum Schaden bei Dir gedeihen. Denn Du magst mir nun glauben oder nicht, ich habe wirklich etwas für Dich übrig, was ich nicht von Vielen sagen kann."

Er griff nach Vollborns Hand, die dieser ihm nur zögernd überließ.

„Ich will es glauben," sagte er, „obgleich Du mich tief verletzt hast. Die Zukunft wird Dir das zeigen, wie sehr Du Hella verkennst . . ."

Sie waren zur Stelle gekommen, wo ihre Wege sich trennten. Ihr Abschied war ein sehr kühler.

Vollborn ging rasch seinem Hotel zu, er pfiff den Hohenfriedeberger Marsch vor sich hin und agirte mit den Händen.

„Mögen sie machen, was sie wollen," rief er dann, „uns sollen sie nie, nie trennen."

Und er versank in ein Träumen über Hella, ihre letzten Worte und Umarmungen, über das Glück, an ihrer Seite, mit ihr zu leben. Als er in seinem Hotel ankam, hatten sich Cranius' Warnungen schon verzogen wie die Dünste, die um die Bäume des Thiergartens hingen und die der gegen Morgen auffahrende Wind zerstreute . . .

Einen blühenden Liebesfrühling im Herzen, fuhr Vollborn nach Coblenz zurück.

XIII.

Der Schmuck.

Seufzend stieg Hella die Treppe hinunter.

Die letzten Illusionen dieses Abends waren gefallen. Selbst in dem Augenblick des Abschieds von ihrem Bräutigam hatte ihr Curt den ewigen Schrei nach Geld hineingerufen.

Sie stand wieder vor der grauen, trostlosen Wirklichkeit, das glänzende Fest lag ihr wie ein auf dem Wege zertretener Schmetterling vor den Füßen.

Lizzy war allein in dem großen Saal.

Nur einige Diener räumten an den Ueberresten auf.

Sie war hoch vergnügt.

„War es nicht wundervoll, reizend?“ rief sie, „und alle die komischen Menschen!

Es könnte Einen rein melancholisch machen, daß das schon wieder vorbei ist, komm mit in mein Cabinet, wir wollen noch ein wenig plaudern. Du warst natürlich der Stern des Abends. Wie hat Dir denn die

Cousine Lobenstein gefallen? Curt hat sich ja riesig um sie bemüht. Und erst Corinna Rodstock. Und das Gesicht, das Reßmann machte, als sie auftauchte mit ihrem Papageienkopf. Die reine Komödie. Zum Todtlachen..."

So sprudelte sie heraus, ohne auf eine Antwort Hellas zu warten. Dann zog sie diese mit in das anstoßende Cabinet.

Es brannten jetzt nur einige Gasflammen darin. Ein kleiner Tisch war gedeckt, kalte Speisen, eine Pastetenterrine, Geflügel und eine Flasche Wein standen darauf.

„Ich habe zwei Couverts legen lassen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber nichts macht mir so Hunger, wie ein Diner. Komm, setz' Dich zu mir."

Hella entschuldigte sich. Sie sei noch zu aufgeregt. Lizzy möge es nicht stören, wenn sie im Zimmer auf- und abgehe.

„Ich begreife das," sagte Lizzy, „die Trennung von Deinem Bräutigam. Ich denke, er wird sich gut machen, Du gehst nicht solchen Enttäuschungen entgegen wie ich mit Reßmann. Ich habe Fritz Vollborn heute Abend beobachtet. Es schmeckt ihm doch; das ist das Zeichen eines guten Magens oder eines guten Gewissens, was in der Praxis auf dasselbe herauskommt. Kein so schwarzgalliger Mensch wie mein Reßmann, dem immer der Aerger in der Kehle sitzt. Wir haben uns

heute Abend wieder einmal gezankt. Das ist nun einmal so zwischen uns, bis es auf die eine oder die andere Weise ein Ende nimmt."

„Delicat," sagte sie, indem sie sich noch ein gutes Stück aus der Pastetenterrine herausholte, „so eine Nachprüfung eines Diners im Detail ist amüsant und belehrend."

Wie Hella diese Frau haßte, die sich vor ihr so gehen ließ. Sie spürte es in den Händen, als müsse sie Lizzy den Schmuck vom Kopfe reißen, um den sie von ihr gebracht worden war. Sie begriff jetzt jede wilde That, die man gegen einen verhaßten Gegner vollbringt. Die elementaren Leidenschaften, die in der Brust jedes Menschen schlummern, wachten in ihr auf. Wenn sie es hätte herausschreien können, was wild in ihr stürmte — wie wohl würde sie sich fühlen! Wie befreit!

Aber ihr ganzes Leben war ja wie die Uebung einer strengen unausgesetzten Selbstdisciplin, die die gute Gesellschaft und erst die beste an die Stelle der Natur setzt.

Und so wußte sie sich auch jetzt zu bezwingen. Die letzte Aussicht auf Rettung von Lackmeyer konnte ja nur noch Lizzy sein. An sie mußte sie sich wenden. Auch auf Kosten der tiefen Demüthigung, vor dieser Frau zu bitten.

Knirschend ergab sie sich in ihr Schicksal. Wo sie den Anknüpfungspunkt finden könne, um ihr Anliegen vorzubringen, das überlegte sie sich jetzt. Da war Lizzy schon bei einem anderen Thema. Mit einem Spitzglas voll Wein, das sie ohne abzusetzen hinuntertrank, hatte sie ihr Mahl beendigt. Sie fuhr sich mit der Zunge über die Oberlippe, dann wischte sie mit der Serviette nach.

Sie begann ihren Schmuck abzunehmen. Sie trat vor den Spiegel, zog den Diamantstern aus den Haaren und legte ihn auf den Toilettentisch.

„Ich weiß, was Du jetzt denkst, Hellachen,“ sagte Lizzy, mit ihrem Blick Hellas Augen suchend. „Dieser feine Stern könnte jetzt Dein sein, denkst Du. Ich lese Dir das an Deinem Gesicht ab, an Deiner finsteren Stirn. Das ist natürlich. Mir würde es gerade so sein. Aber das ist gerade meine Rechtfertigung. Man hat geschrieen um den Proceß in der Familie! Du lieber Gott! Mit wem processirt man denn? Mit denen, die Einen etwas angehen. Doch nicht mit dem Kaiser von China! Und im Vertrauen gesagt, es ist ein Glück für die Familie, daß ich den Proceß gewonnen habe. Bei Euch würde er doch nicht halten, dazu kenne ich Deine Frau Mama zu gut. Ich mache mein Testament. Und wer es erlebt, bekommt nach meinem Tode den Schmuck,

vielleicht bist Du's, Hellachen. Er würde Dir wunderschön stehen. Willst Du ihn einmal anprobiren?"

Hella dankte.

„Natürlich, die Trennung würde Dir hernach zu schwer fallen. Stelle Dir vor, daß mein Reßmann heute Abend ganz ernsthaft den Vorschlag machte, ich solle den Schmuck, den Olzen'schen Familienschmuck, verkaufen; ich solle ihm das Geld borgen, damit er ein Geschäft anfangen könne."

„Er ist das müßige Leben müde," sagte Hella.

„Das ist er, und wenn ich ihm folgte und ihm den Schmuck opferte, so würde er vielleicht bald das geschäftliche Leben müde sein. Schwarzgallige Launen sind es bei ihm, er könnte so behaglich leben; er wolle sich nicht auf Lobenstein'sche Kosten füttern lassen. Welch' ein Unsinn. Auf irgend Jemandes Kosten muß man doch leben."

„Und kannst Du ihm bei seinem Vorhaben nicht sonst mit Geld zu Hilfe kommen?" frug Hella.

„Erstlich habe ich kein Geld zum Verborgen und Weggeben," sagte Lizzy, „nicht einen Pfennig. Bei mir ist jede Mark schon ganz genau im Voraus bestimmt. Man meint, es wäre furchtbar viel, was ich habe, aber wenn man in einem gewissen Stil leben muß, so stimmt es nachgerade; und selbst wenn ich Geld übrig hätte,

würde ich es nie verborgen und nicht verschenken, das ist mein Grundsatz. Nie!"

„Ein bequemer Grundsatz. Man soll doch einander helfen in dieser Welt," sagte Hella.

„Ein durchaus vernünftiger. Es kommt nichts als Verdruß beim Verborgen heraus, und so ist mir der erste Verdruß der liebste. Im Uebrigen heißt es: hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen."

Hella zuckte bei diesen Worten.

„Wo hab' ich denn meine Perlen?" rief Lizzy, als sie an das Ohr gegriffen hatte. „Wenn ich die verloren hätte," rief sie erschreckt. „Ah! ich erinnere mich, ich habe sie ja vorsichtiger Weise in die Tasche gesteckt."

Sie zog die Ohrgehänge aus der Tasche und legte sie neben den Diamantstern.

„Wunderschön sind die Perlen," entfuhr es Hella, „und wahrscheinlich sehr kostbar?" forschte sie.

„Auf acht- bis zehntausend Mark sind sie geschätzt," antwortete Lizzy.

„Zehntausend Mark," wiederholte Hella mechanisch. Damit, so ging es ihr durch den Sinn, wäre Dir geholfen.

„Du würdest Niemand etwas borgen?" begann Hella auf's Neue. „Auch nicht, wenn es sich um die

Ehre eines Menschen handelt, auch wenn Dir Jemand sehr nahe steht?"

„Ich komme Dir wohl sehr egoistisch vor, Hella, aber wenn Du es Dir recht überlegst, wirst Du mir doch Recht geben. Eine Ehre, die mit ein paar tausend Mark gerettet werden muß, ist schon sehr brüchig und steht so wie so vor dem Kladderadatsch. Wenn mich Jemand unter diesem Vorgeben anborgen will, danke ich ihm für die Warnung, rücke alsbald von ihm ab, so weit wie möglich von ihm ab. So bekomme ich doch bei dem Zusammenbruch nicht auch einen Spritzer ab. Das scheint Dir sehr egoistisch, aber wenn Du die Welt einmal so kennst wie ich, wirst Du es geradeso machen. Wer für sich klug ist, ist für alle Welt klug. Was hat es die Olzen genützt, daß man ihnen so lange geborgt hat, sie sind nur tiefer hineingerathen. Am Ende hat Jeder seine Grundsätze. Das sind die meinen. Bitte," fuhr sie fort, „nimm mir doch einmal das Halsband ab, das Schloß ist an der Seite, ein altmodisches Schloß. Ich glaube, das ganze Gebinde ist noch so, wie es die Mutter Gottes von Mohilew getragen hat, oder wer sonst meine heilige Vorgängerin war. Ist das nicht urkomisch, daß ich jetzt so unter die Heiligen komme?" rief sie in einem Spottlachen.

Hella öffnete das Schloß und ließ sich das Hals-

band durch die Hand gleiten. Es waren vier Bündel edler Steine, je sieben zusammen in einer Rosette von Gold, die Rosette wiederum durch je vier Kettenreihen miteinander verbunden. Die Arbeit war roh und ungeschickt. Die Steine aber, besonders die Mittelsteine in der Rosette von seltenem Feuer und ziemlich groß. An einer etwas längeren goldenen Kette, die an dem Halsbande befestigt war, hing ein goldenes ciselirtes Medaillon, darin ein verwischtes, auf Porzellan gemaltes Bildchen einer Heiligen.

Die Steine glitzerten und sprühten, als Hella das Halsband in die Nähe des Gaslichtes hielt.

„Das Heiligenbild wäre etwas für Dich,“ lachte Lizzy. „Ich habe ja gehört, Du willst Deinem Bräutigam zu Ehren katholisch werden.“

„Davon ist keine Rede, nur die Kinder sollen in der Religion von Fritz erzogen werden.“

„Ich hätte es Dir nicht übel genommen,“ sagte Lizzy; „ich habe mich mit der Religion meines Lobenstein ganz gut abgefunden. Und ein paar seiner Lieblingsspeisen bleiben ihm zu Ehren für immer auf meinem Speisezettel.“

Noch immer stand Hella da wie verloren im Anblick des Schmuckes. Auch die Brosche und die Arm-

bänder hatte Lizzy jetzt abgezogen und auf der Toilette ausgebreitet.

Diese wendete sich jetzt zum Geheimschrank und ergriff einen Hebel, ein leichter Druck darauf kehrte das Ei, welches die Geheimfächer enthielt, nach außen. Noch stak der Schlüssel in dem als Thürchen dienenden Theil. Lizzy öffnete das Thürchen und zog die untere Schublade heraus. Die Etuis für die verschiedenen Schmuckgegenstände lagen darin. Sorgfältig legte Lizzy jedes Stück in das dafür bestimmte etikettirte Etui. Dann nahm sie eine Nadel und drückte damit auf die Feder der Geheimlade. Die Thür derselben sprang auf. Sie schob die Etuis eins nach dem anderen in die Lade und schloß sie mit einem kleinen Klaps. Man sah jetzt nur wieder eine leere Holzwand.

Dann klappte sie die vordere Oeffnung zu und war gerade im Begriff, die etwas verwickelte Procedur vorzunehmen, mit der der Schlüssel aus dem Schlosse entfernt wird, als sie Tritte vor der Thür hörte.

Rasch gab Lizzy dem Ei die Drehung, daß es wieder mit der Thürseite nach der Wand stand.

Rahel trat herein mit dem Schlafrock ihrer Herrin, bereit, ihr beim Entkleiden zu helfen.

„Vor ihr hätte ich mich nicht zu geniren gebraucht,“

sagte Lizzy, „sie kennt alle meine Geheimnisse, auch das Geheimschloß, sie, Reßmann und jetzt auch Du."

„Du bringst heute auch noch die Silberaufsätze hier in den Silberspind," so wandte sie sich an Rahel. „Und jetzt will ich meine Hella zur Ruhe geleiten. Wenn Du erlaubst, so helfe ich Dir beim Entkleiden."

Sie ließ sich ihr Sammetkleid ausziehen, den Schlafrock überwerfen und führte Hella nach ihrem Schlafzimmer, jenseits des Glasverschlusses und Corridors. . . .

XIV.

Die That.

Eine innere Unruhe hatte Reßmann während des Abends hin und her getrieben. Manchmal eilte er die Treppe hinauf und warf einen Blick in den Ballsaal. Wenn er dann dort Fritz Vollborn sich mit Hella im Rheinländer wiegen sah, so entzündete sich sein eifersüchtiger Zorn an dem mit Wonne überglänzten Gesicht des glücklichen Lieutenants.

Dann verweilte er wieder einige Augenblicke im Rauchzimmer, wo sich einige junge Künstler um ihn versammelten, die von seiner Absicht gehört hatten, eine Kunsthandlung als Tempel der allerneuesten Kunst zu errichten. Heute aber waren die Kunsturtheile Reßmanns so gallig, so radical, daß die Jünglinge sich verdutzt anschauten, die ihm schon im Geiste ihre Bilder verhandelt hatten. Was blieb da überhaupt noch übrig? Hinter ihm im wesenlosen Scheine lag weit schon das

plein-air. „Was soll man denn eigentlich malen?“ frug ein junger Mann mit einem melancholisch ihn umrieselnden Haarfall.

„Das Unwahrscheinliche male,“ so rief ihm ein College zu, „das zieht. Reflexe, das ist jetzt Alles. Mal doch den Reflex einer herannahenden Hundert-Marknote auf Dein leeres Portemonnaie, das ist spannend, neu, und worauf Alles ankommt: unwahrscheinlich . .“

Als Reßmann seine hastigen Worte gegen Hella abgeschossen, hatte er die Gesellschaft ganz verlassen. Er fühlte keine Verpflichtung gegen sie; wie ein Fremder kam er sich ihr vor. Gab es doch unter den Gästen manche, die ihn überhaupt nicht kannten. Und ihn kümmerte nur Eine: Hella.

Mit Lizzy wußte er sich fertig. Die letzten Gedanken, sich mit ihr zu verständigen, neu einzurichten, hatte der Abend zerstört. Flammend erhob sich dagegen die Leidenschaft für Hella.

Fritz Vollborn fürchtete er nicht. Mit ihm glaubte er leichtes Spiel zu haben. Der kam kaum in Betracht. Ein untergeordneter Mensch, der sie nie verstehen, nie würdigen kann! Wie sollte der einer Frau wie Hella genügen?

Eine gewisse Basis für seine eigene Zukunft wird er allerdings suchen müssen; dazu kam der von Hamburg

ausgehende Vorschlag, der ihn nach dem Auslande engagiren wollte, gerade recht. Mit dem nächsten Morgenzuge mußte er dahin, sollte ihm diese Anknüpfung nicht entgehen.

Doch sie! Wird sie auf eine so schwanke Grundlage treten wollen? Wird sie sich ihm nicht im entscheidenden Augenblick entziehen, wie Lizzy dies gethan hatte?

Als er die Gesellschaft verlassen hatte, ging er den Kurfürstendamm hinauf dem Walde zu. Das Bild Hellas, wie sie vor dem Spiegel ihre Haare ordnete, umgaukelte ihn in glänzenden, brennenden Farben, in verlockenden Conturen. Er ging langsam, zögernd, als fühle er es körperlich, daß jeder Schritt ihn von der entferne, die ihn so fest gepackt hatte. Seine letzte Lebenshoffnung schien ihm in Hella aufgegangen.

So war er bis an die schwarze Brücke gekommen, unter der die Bahnstränge ziehen. Darüber markirten sich die schwarzen Kiefern des Grunewaldes.

In der schweren, nebelfeuchten Nachtluft erschien ihm das Bild wie ein Trauergefolge hinter einem Riesensarg.

War das das Symbol seiner Zukunft?

Nein, das kann nicht sein. Zurück in ihre Nähe, zu ihr. Zurück zum Leben!

Wie er langsam zögernd gekommen war, so eilte er jetzt stürmischen Schrittes zurück.

Er hatte ihr gesagt, daß er Alles verstehe.

Ja, das that er.

Ihn allein hatte ihre heitere Miene nicht getäuscht, sein eigenes durchstürmtes Herz hatte ihn gelehrt, feinfühlig für die Schatten zu sein, welche die Sorge auf das Gesicht wirft. Auch wenn sie sich nur in einem unbewachten Augenblick zeigten.

Einen solchen Augenblick hatte Reßmann erspäht, wie Hella mit sich kämpfte, ob sie das Geheimniß ihrer Bedrängniß Fritz Vollborn enthüllen solle und seine übermüthige Fröhlichkeit sie zurückschreckte.

Eine Unglückliche wie ich, hatte er gedacht. Sie gehört zu mir!

Er müsse sie sprechen, er wolle sie sprechen, hatte er ihr beim Tanz zugeflüstert.

Sie hatte unter diesen Worten gezuckt.

So hatte sie ihn verstanden, ihn empfunden, dies sein Wort wird er einlösen noch in dieser Nacht. Wie jetzt und heute wird sich die Gelegenheit nicht mehr bieten. Morgen ist sie ihm wieder nach Wannsee entrückt. Die Gunst des Schicksals will er sich nicht entschlüpfen lassen. Er wird die Unterredung haben, sie nöthigenfalls erzwingen.

Das Uebrige wird der Augenblick geben . . .

Als Lizzy Hella verlassen hatte, riß diese die Fensterflügel auf, als müsse sie sich von der Atmosphäre befreien, die Lizzy zurückgelassen hatte.

„Herzlose, niedrige Seele,“ so rief sie, „in ihrer gemeinen Klugheit!

Und dieses Weib brüstet sich in jedem Luxus, während wir . . . Ist das die Gerechtigkeit der Welt!“

Die Stöße, die von Curt und Wanda gegen das geführt worden waren, was sie ihre Ueberzeugungen glaubte, hatten ihre Wirkung gethan. Alles erschien ihr jetzt haltlos, schwankend, wie ein stürzender Bau, aus dem man sich herausreißt, was man für sich retten kann.

Sie hatte sich in einen leichten Morgenüberwurf geschlagen. Die Nachtluft, die durch die Fenster drang, machte sie frösteln, aber sie konnte sich nicht entschließen, zu Bett zu gehen.

Sie wußte, was sie dort erwartete.

Eine kurze Ruhe von ein paar Viertelstunden, in denen die erschöpfte Natur ihr Recht forderte.

Und dann — das plötzliche Auffahren und die Sorge, die wieder anfängt, an ihr zerren. Lackmeyers süffisante Fratze und die Boten der Lieferanten, die mit quittirten Rechnungen kamen und nicht aus dem Haus

zu bringen sind, die kläglichen Nerven ihrer Mutter, Fritz Vollborn und seine Mutter und Cranius! Eine ganze Rabenschaar schien ihr von dort aufzufliegen, wo doch die Sonne ihres Glückes aufgehen sollte.

Wird dieser Jammer denn niemals enden!

Vor ihren erhitzten Augen zuckte es auf wie vom Strahlen der Diamanten, dann wie vom matten Leuchten der Perlen.

Wie eine Flamme, die bald am Boden liegt, bald hoch hinaufschlägt, arbeiteten ihre Nerven, eine bleierne Abspannung wechselte mit unerträglicher Aufregung.

Jetzt lag alle Vergangenheit wie unter einem dichten Schleier hinter ihr — keinen Rückblick that sie in dieser entscheidenden Stunde auf die tausend Quellen, aus denen ihr Leben floß. Ein unüberwindlicher Widerwille trennte sie von dem Gewesenen. Und vor sich sah sie immer nur den glitzernden Schein der Diamanten, nur das übermüthige Triumphlächeln Lizzys und hinter dieser die bohrenden Blicke Reßmanns.

Das wirbelte ihr durcheinander.

Sie hatte eine Begierde nach Schlaf. Aber sie wußte, sie würde nicht zur Ruhe kommen, bis sie es gethan hat.

Nur an den einen Moment dachte sie, an das Haben.

Was nachher kommen wird?

Das sah sie nicht, das kümmerte sie nicht.

Acht= bis zehntausend Mark sind sie geschätzt, hatte Lizzy gesagt.

Nicht zwanzig Schritte von ihr liegt der Schatz, es ist, als brauche sie nur die Hand auszustrecken, und sie kann ihn heben, greifen.

Soll sie es thun?

Das wäre ja Diebstahl.

Diebstahl, wenn sie das ihrige an sich nimmt. Wo ist dann das Recht anders in dieser Sache, als bei ihr? Hier ist es wirklich nach Curts Spruch: das Eigenthum ist der Diebstahl, was sonst Diebstahl wäre, hier ist es Eigenthum.

Der Eine hat die Courage, hat Curt gesagt, der Andere hat sie nicht. Wird sie den Muth finden, es zu thun?

Eine seltsame Umwandlung ging in diesem Augenblicke in ihr vor. Sie wußte nicht, wie es gekommen war. Fraglos stand es in ihr fest: Ja, sie wird es thun.

Nur über das Wie sann sie noch nach. Alles hängt davon ab, ob der Schlüssel im Geheimfach geblieben ist, sie hat sich gut gemerkt, daß er noch im Schloß war, als Lizzy den Schrank umdrehte.

Immer noch glitzern die Diamantenstrahlen vor ihren Augen, als wollten sie ihr den Weg zeigen.

Wird sie ihre Schuhe ausziehen, um den Tritt unhörbar zu machen?

Sie warf einen Blick darauf. Es waren noch die Ballschuhe, die grünen, seidenen mit den Silberschnallen, die sie heute dem Mädchen aus der Schuhfabrik abgeschwindelt hatte. Abgeschwindelt, das war ja das Wort.

Und sie stößt eine gelle Lache aus, wie sie die Schuhe betrachtet.

Schlimmer wie Diebstahl hatte Wanda gesagt.

Die Schuhe wird sie anbehalten, sie sind ja zu solchen Thaten eingeweiht, sie würden sie nicht verrathen, wenn sie in das Cabinet schleicht.

Aber rasch muß es geschehen, ehe Rahel mit dem Silberzeug heraufkommt und dann vielleicht das Cabinet abschließt.

Rasch! rasch!

Mit leichter Hand öffnete sie die Thür. Sie horcht. Alles still.

Nur unten in der Küche des Souterrains hört man noch die Dienerschaft, welche das Silber putzt und sortirt.

Sie hört das Klingen des Metalls, wenn die zusammengerafften Gabeln zusammenschlagen.

Die Thür auf dem Corridor nach der Halle ist nur angelehnt, sie öffnet sich geräuschlos.

Die Gasflammen der Halle sind ganz niedrig gedreht. Sie geben kaum merkbaren Schatten. Wie schwarze Flecken erscheinen die Sammtvorhänge, die sich von Pfosten zu Pfosten ziehen.

Mit ein paar Schritten ist sie an der Thüre des Cabinets — unverschlossen.

Jetzt ist sie drinnen — auch hier ein mattes Gaslicht.

Entschlossen geht sie in die Ecke an das große Ei. Wie sie nach dem Hebel zum Drehen sucht, zittert ihr die Hand, aber mehr aus Erregung, ob der Schlüssel noch stecken wird, als aus Furcht.

Er steckt noch.

Rasch, als hätte sie nie etwas Anderes geübt, hat sie die Thüre geöffnet, die Schublade herausgezogen. Sie ergreift die Nadel, die noch daliegt, und stößt wie auf gut Glück nach der Holzwand.

Es ist nichts.

Sie hört nur ein höhnisches Kratzen, als die Nadel an dem harten Holz abgleitet.

Noch einmal!

Und sieh', jetzt springt der Deckel auf.

Da lagen die Etuis, wie sie Frau Lizzy eingereiht hat. Eines davon zieht sie heraus und schiebt es in die

Tasche. Dann ein leichter Schlag. Der Deckel schließt sich. Die Schublade wieder an die Stelle. Die Thüre beigedreht. Dem Ei die vorige Stellung.

So ist es geschehen . . .

Die grünen Schuhe tragen sie geräuschlos zum Cabinet heraus, über die Halle durch den Corridor in ihr Zimmer.

Wie ein Schatten ist sie dahin geglitten.

Und jetzt ist sie wieder in ihrem Schlafzimmer. Sie schiebt rasch den Riegel vor und öffnet das Etui.

Bläulich leuchtet es ihr entgegen.

Sie hat die Perlenohrgehänge ergriffen. Gerade das, über das sie mit Lizzy verhandelte. Achttausend Mark bis zehntausend sind sie geschätzt. An ihre Brust, an ihre Lippen drückt sie den gewonnenen Schatz.

„Ich habe sie, ich habe sie,“ rief sie aus. Dann schob sie das Etui unter ihr Kopfkissen, schlüpfte unter die Decke des Bettes, krümmte sich in ihm zusammen...

Und dann schlief sie so tief, so traumlos, wie sie lange nicht mehr geschlafen hatte.

— — — — — — — — — — —

Jetzt war es ganz still im Hause geworden. Da glitt wieder ein Schatten die Treppe hinauf und bewegte sich oben in der Halle weiter.

Es war Reßmann.

Er nahte sich dem Glasverschluß des Corridors nach Hellas Zimmer zu.

Da sah er die Treppe des Pavillons herauf sich Licht bewegen.

Rasch eilte er zurück und nahm Deckung hinter dem Pfosten und einem Sammetvorhang.

Rahel kam herauf. Sie trug einen flachen Korb mit Silbersachen. Ein Licht war auf den Korb gesetzt.

Sie warf einen Blick in die Richtung des Verstecks von Reßmann und ging in das Cabinet.

Hatte sie ihn bemerkt?

Jedenfalls hatte kein Zug ihres Gesichtes darauf hingedeutet. Es war so dunkel in der Halle, und der Schein des Lichtes, den Rahel vor Augen hatte, mußte sie blenden.

Dennoch hatte ihn eine eigenartige Bewegung seines Kopfes verrathen . . .

Er beschloß, zu warten, bis Rahel das Cabinet verlassen hatte.

Nur wenige Augenblicke, und sie erschien wieder.

Diesmal ohne den Korb und ohne Licht.

Sie schloß das Cabinet und zog den Schlüssel ab. Dann wandte sie sich wieder nach dem Corridor und trat durch die Thür nach dem Pavillon.

Reßmann sah ihr spöttisch nach.

Da hörte er, wie das Schloß an der Thür vor der Halle nach dem Corridor knarrte. Der Schlüssel wurde innen herausgezogen.

Er zog an der Thür. Fest verschlossen.

„Verdammt!" murmelte er.

Reßmann war vom Corridor abgesperrt! Unmöglich hinein zu dringen, unmöglich jede Verbindung mit Hella. Nicht zehn Schritte von ihr — und so schändlich darum geprellt!

Noch einmal versuchte er sich an der Thür. Aber ihr Klirren gab ein Echo in dem stillen Hause, daß er aufhörte. Mit wilden Verwünschungen Rahels ging er die Treppe hinunter . . .

Ende des ersten Bandes.

Haideröslein.

Roman
von
Eufemia Gräfin Ballestrem.
(Frau von Adlersfeld.)

Dritte Auflage.

Ein Band. 20 Bogen 8°. Geheftet M. 4.—; gebunden M. 5.—

Dieser Roman ist wohl das beste Werk der beliebten Erzählerin, deren schönes Talent sich noch nirgends reicher und ausgiebiger entfaltet hat, als in diesem Roman, welcher insbesondere der Damenwelt von neuem eine willkommene Gabe sein wird.

Dämonische Mächte.

Roman
mit Benutzung einer englischen Idee.
Von
Hermine Frankenstein.

2 Bände 8°. 38 Bogen. Geheftet M. 8.—; gebunden M. 10.—

Die Verfasserin gehört zu jenen Romanschriftstellern, die das Interesse der Leser nicht durch lang ausgesponnene psychologische Analysen — wie es heute vielfach üblich — durch eine ausführliche Schilderung der Seelenzustände zu erwecken suchen; für sie hat das Platensche Wort: „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls" Geltung, und so ist ihr Streben vor Allem darauf gerichtet gewesen: eine packende, abwechslungsreiche, aufreizende Fabel zu erfinden. Daß ihr dies gelungen, werden die Leser des Romans der Verfasserin vollauf bestätigen müssen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Ein Proletarierkind.

Humoristischer Roman aus dem Berliner Leben.

Von

Oskar Justinus.

2 Bände 8⁰. 32 Bogen. Geheftet *M.* 7.50; gebunden *M.* 9.50.

Zahllosen Lesern hat Oskar Justinus durch seine launigen, humorvollen Feuilletons vergnügte Momente bereitet; zum ersten, leider aber auch zum letzten Mal tritt ihnen der beliebte Plauderer als Romanschriftsteller entgegen, der auch als solcher das Leben vom Standpunkte des lachenden Philosophen betrachtet. So reich unsere Litteratur an kleineren humoristischen Werken ist, so arm ist sie an solchen großen Umfangs, an humoristischen Romanen, die ein ganzes umfassendes Zeitbild, unter dem Gesichtswinkel des Humoristen gesehen, bieten — deshalb wird dieser große humoristische Roman des leider so früh verstorbenen Autors mit um so größerer Freude begrüßt werden.

Vater Adrian

und andere Geschichten.

Von

Paul Lindau.

1 Band 8⁰. 14½ Bogen. Geheftet *M.* 4.—; gebunden *M.* 5.—

Drei Erzählungen, jede von ausgesprochener Eigenart, jede dabei in gleicher Weise durch das Sujet wie dessen Behandlung fesselnd, enthält dieses neueste Buch von Lindau. Jede dieser Erzählungen enthält etwas, was den Leser auch nach der genußreichen Lectüre noch festhält, ihn zum Nachdenken über wichtige Fragen des Menschenlebens anregt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Friedrich Dernburg.

In den Fesseln der Schuld.

Zweiter Band.

In den Fesseln der Schuld.

Roman in 3 Büchern

von

Friedrich Dernburg.

Zweiter Band.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1894. New-York: Gustav E. Stechert.

Inhalt

		Seite
XV.	Ausfahrt	1
XVI.	Der Stromer	11
XVII.	Drei Briefe	25
XVIII.	Bei Lackmayer	41
XIX.	Bei der Comtesse	50
XX.	Die Entdeckung	67
XXI.	Beim Portier	80
XXII.	Hellas Brief	91
XXIII.	Der Rechtsanwalt	102
XXIV.	Reßmanns Rückkehr	117
XXV.	Consultation	130
XXVI.	Die Juweliere	140
XXVII.	Der Plan	167
XXVIII.	Cranius' Brief	182
XXIX.	Vorabend	198
XXX.	Rahels Abgang	207
XXXI.	Die Hochzeit	216
XXXII.	Schneider Samuel	236
XXXIII.	Das Hochzeitsmahl	244
XXXIV.	Die Cigarre	256
XXXV.	Rauch	266
XXXVI.	Das Medaillon	279
XXXVII.	Die Rivalen	292
XXXVIII.	Banderole	307
XXXIX.	Zerrissen	320
XL.	Reßmanns Abschied	330
XLI.	Cranius	337
XLII.	Wanda	349
XLIII.	Aus!!	353

In den Fesseln der Schuld

Bd.: 1.

1894